Kriegs-Echo

Nr. 86 — Wochen-Chronik — 10 Pf. (15 Heller)

31. März 1916 — Ullstein & Co

Der vierte Schlag

Die Vorsichtigsten unserer Gegner haben von vornherein die deutsche militärische Kraft anders eingeschätzt, als die Revanchepolitiker, die sich durch das Märchen von der Minderwertigkeit des deutschen Heeres gegenseitig zum Angriffskrieg Mut machen wollten. Grey, Asquith, Lloyd George und Genossen waren nicht töricht genug, um die Ammenmärchen der Presse von London, Paris und Moskau für etwas anderes zu halten als bezahlte Manöver, bestimmt, den Kriegswillen der leitenden Leute auf die großen Massen zu übertragen, die um so eher für den Krieg zu begeistern waren, je weniger anstrengend und gefährlich er schien. Aber in einem Punkt waren die geheimen Lenker des feindlichen Kriegswagens kaum minder leichtgläubig als der betrogene „Mann auf der Straße“. Sie rechneten mit



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern × im Schützengraben an der Ostfront
Welt-Illustrations-Dienst

dem wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenbruch des Deutschen Reiches, sobald erst die Sperrmaßregeln gegen jede Zufuhr und jede Ausfuhr ihre Wirkung zeigen würden. Uebrigens gab es auch bei uns vor dem Krieg Leute, die nicht viel anderer Meinung waren.

Deswegen zählen wir den Erfolg unserer vierten Kriegsanleihe zu den Ereignissen von entscheidendster Bedeutung. Wenn Englands Rechnung auch nur zum kleinen Teile richtig war, so mußte der erwartete deutsche Wirtschaftskrach seinen Ausdruck finden in der Unfähigkeit und der Unwilligkeit des deutschen Volkes, das Geld für den Krieg aufzubringen. Die Antworten, die bei den drei Anleihen im Herbst 1914, im Frühjahr und Herbst 1915 erteilt wurden, fielen überzeugend genug aus. Das zum Hungertod und zum wirtschaftlichen Siechtum verurteilte Volk brachte nacheinander 4481, 9103 und 12160 Millionen, zusammen 25¾ Milliarden auf. Merkwürdige Symptome von Krankheit und Schwäche, in der Tat! . . . Immerhin brauchte man auf feindlicher Seite das Spiel noch nicht ganz verloren zu geben. Man konnte sich eine neue Frist setzen. Aufgeschoben, so dachte man, ist nicht aufgehoben. Die Wirkung der immer stärkeren Abschnürung Deutschlands, die mit der Länge des Krieges wachsenden Verluste an Menschen und Material, die Abnutzung und Abstumpfung des Siegeswillens durch Teuerung und soziale Gegensätze mußten doch irgendwie in Erscheinung treten. Spürte man ja doch sogar auf der sicheren Insel trotz erfolgreicher Ausbeutung der Not der Verbündeten von Tag zu Tag mehr die tausendfachen Sorgen und Leiden des Krieges, anstatt, wie man so sicher erhofft, mühelos die Erbschaft des deutschen Handels zu genießen. Gar nicht zu reden von Rußland und Italien, deren Finanzwesen offensichtlich durch den Mahlstrom des Krieges unaufhaltsam dem Bankerott zugetrieben wird.

Man darf wohl sagen, daß man diesmal im feindlichen Ausland auf den Zehenspitzen der Erwartung stand, ob nicht bei der vierten Kriegsanleihe endlich, endlich ein Zeichen der Erschöpfung zutage treten werde, ein tröstliches Zeichen, das zu neuem Ausharren, zu neuen Opfern ermuntern könnte.

Die Hoffnungen unserer Feinde sind wieder einmal enttäuscht worden! Nach zwanzig Monaten eines Krieges, der so heftig und hart geführt wurde, daß seine Monate an Zerstörungswirkung ebensoviel Kriegsjahren früherer Zeiten gleichkommen, hat das deutsche Volk der neuen Kriegsanleihe zu einem Ergebnis verholfen, das die höchsten Erwartungen der Fachleute weit übertraf. Als ein ausgezeichneter Erfolg hätte gelten können, wenn die Summe der letzten Frühjahrsanleihe mit 9 Milliarden wieder erreicht worden wäre. Statt dessen sind über 10600 Milliarden aufgebracht worden, so daß bis jetzt insgesamt mehr als 36 Milliarden Kriegskosten gedeckt sind. Das ist eine so ungeheure Tatsache, ein so überwältigender Beweis des unbedingten Siegeswillens, ein so starkes Zeichen des rückhaltlosen Vertrauens in die eigene Sache, daß wir mit Stolz und Freude unseren schweren Weg weiter gehen können.

Was besagen einzelne Meinungsverschiedenheiten, was doktrinäre und kurzsichtige Reden unbelehrbarer Minderheiten, die dem böswilligen Ausland eine Zeitlang als Offenbarungen unserer inneren Zersetzung erschienen, gegenüber der Sprache der Wirklichkeit, die aus den stolzen Milliardenziffern spricht! Diese Milliarden sind die Ernte der ungebrochenen deutschen Arbeitskraft und der ungebrochenen deutschen Siegeszuversicht. Ernte, und zugleich auch neue Saat, aus der, einer Welt von Feinden zum Trotz, ein segensreicher Frieden aufsprießen wird.

*

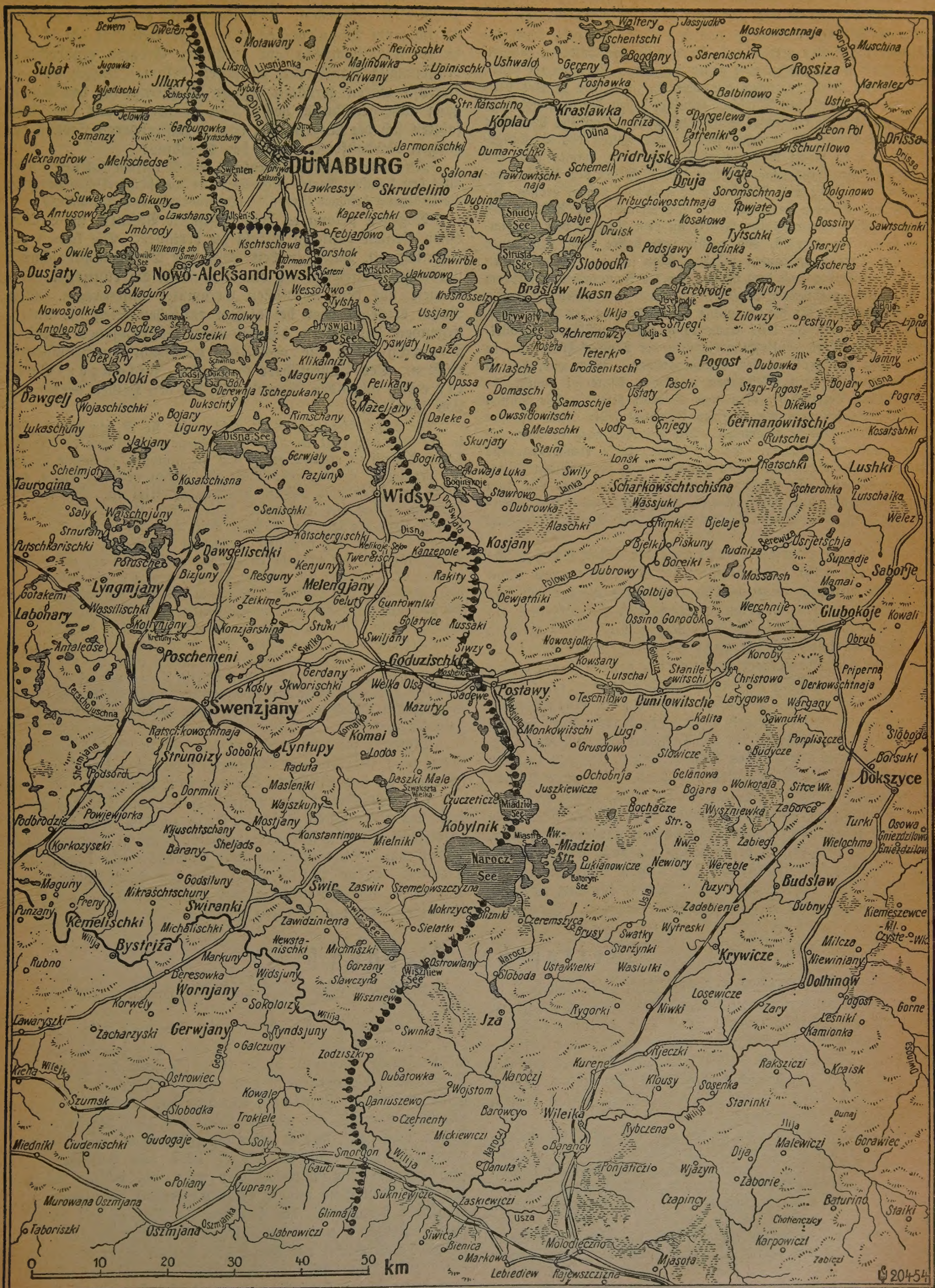
In der Reichstagssitzung vom 24. März sagte Staatssekretär Dr. Helfferich: Zu den 25 Milliarden, die das deutsche Volk bisher während des Verlaufs des Krieges aufgebracht hat, fügt die neue Anleihe 10,6 Milliarden Mark hinzu, und zwar ohne die Feldzeichnungen und die Auslandszeichnungen. (Stürmischer Beifall.) Damit ist Deutschland wieder das einzige kriegführende Land, das seine sämtlichen Kriegsausgaben durch eine langfristige Anleihe deckt. Ebenso, wie ich im letzten September sagen konnte, daß die Finanzierung des Krieges für ein weiteres halbes Jahr gesichert ist, kann ich dies auch heute erklären. Was es bedeutet, daß ein Volk von nahezu 70 Millionen, durch völkerrechtswidrige Gewaltakte von der Außenwelt abgeschnitten und ganz auf seine eigene Kraft gestellt, ein Volk, das seit 20 Monaten die harten Lasten des Krieges trägt, nunmehr im 21. Monat abermals dem Vaterlande den riesigen Betrag von mehr als 10 Milliarden darbietet, — kein Wort kann an die Größe dieser Tatsache heranreichen. Das bedeutet, daß allen Feinden zum Trotz unsere Kraft ungebrochen ist, daß unser Vertrauen in unsere gute Sache und in ihren endgültigen Sieg nicht erschüttert werden kann. Das bedeutet, daß das deutsche Volk, wenn es gilt, den Feind zu schlagen, keinen Zwiespalt kennt, sondern wie ein Mann einmütig zusammensteht. Kein Wort ist stark genug, um all denen zu danken, die an diesem großen neuen Erfolge Anteil haben, vor allem der Reichsbank und ihrem verehrten Präsidenten, der Presse, die getan hat, was sie leisten konnte, und vor allem den Millionen von Zeichnern, die auch diesmal wieder die Anleihe zu einer wahren Volksanleihe machten, sich selbst und dem Vaterlande zur Ehre.

Kuropatkin gegen Hindenburg

Ende März beginnt auf den russischen Ebenen die Schneeschmelze, die Rasputiza. Man darf wohl sagen, daß ein General, der Herr seiner Entschlüsse ist, in dieser Zeit von größeren Unternehmungen absehen wird. Trotzdem kam uns die große russische Offensive, die um die Zeit des Frühlingsanfangs einsetzte, nicht überraschend. Unsere Heeresleitung spricht von den „erwarteten“ russischen Angriffen und deutet damit an, daß sie seit Beginn des deutschen Angriffs auf Verdun mit „Entlastungsoffensiven“ rechnete. Man konnte sogar erwarten, daß die Russen sich mehr beeilen würden, ihren Eifer für die „gemeinsame Sache“ zu betätigen. Sie ließen sich reichlich Zeit, und die Hilferufe von der Seine wurden sehr dringend, ehe der russische Generalstab sich dazu bequemte, die Massen an Munition und Soldaten, die für den großen gemeinsamen Schlag bereitgestellt wurden, in die schwankende Wagschale zu werfen.

Unsere Truppen haben zusammen mit den braven Soldaten Franz Josephs die fünfzehnhundert Kilometer lange Front in harter Winterzeit und harter Arbeit wohnlich und wehrhaft ausgebaut. Sie haben eine schwere Zeit hinter sich, die sie trefflich genützt haben. Die rückwärtigen Verbindungen wurden mit aller Sorgfalt und Berechnung verbessert. Die Stellungen haben eine Ausgestaltung erfahren, die alle Lehren des Krieges berücksichtigte. So sind die Kampfbedingungen leichter als in den Monaten der Karpathenkämpfe. Und der Geist ist der alte.

Freilich sind die Russen in der Uebermacht, wie stets. Und ein rücksichtsloser Herrenwille treibt die Scharen immer aufs neue ins Feuer. Aber die russische Armee bleibt, was sie war: eine Anhäufung guten soldatischen Rohmaterials, dem die obere und untere Führung, die Intelligenz des einzelnen Mannes, das Pflichtbewußtsein und das Verantwortlichkeitsgefühl mangeln. Man soll diesen Feind auch jetzt nicht unterschätzen. Er macht unseren braven Leuten auch jetzt tüchtig zu schaffen. Aber wir dürfen doch mit Sicherheit hoffen, daß die moralische und geistige Ueberlegenheit unseres Heeres, die in den schwersten Zeiten zum Sieg führte, den übereilten, durch die natürlichen Verhältnisse erschwerten Anstürmen gewachsen bleibt.



Mutmaßliche Frontlinie

Das Seengebiet zwischen Dünaburg und Smorgon

Die Stimmung der Soldaten, die erneut sich so heldenhaft bewährten, bei Beginn der Kämpfe schilderte Dr. Fritz **Wertheimer** in der „Frankf. Ztg." folgendermaßen:

Ein Gefühl des Aufatmens und der Befreiung geht durch die Ostfront: die Russen greifen an! Es war für die Soldaten Hindenburgs keine leichte Sache, eine ganze Reihe von Monaten im stillen ereignislosen Stellungskampf auszuharren. Sie, die so viel Entbehrung auf gewaltigen Märschen erduldet haben, die in ungeheuren Leistungen tief in ein entvölkertes und aller Hilfsmittel beraubtes Land eindrangen, sie sprachen jetzt in den Zeiten des Stellungskrieges, wo es ihnen doch materiell besser ging, immer noch mit Worten stolzer Erinnerung von den schönen Zeiten des Bewegungskampfes, der ihnen viel Mühsal, aber auch viel neues, großes, unvergeßliches Erleben gebracht hat. Die Monate der Ruhe waren Monate stiller unermüdlicher Arbeit an dem Ausbau von Stellungen, gegen die dereinst, das wußte und hoffte man, ein neuer russischer Anprall anbrausen würde. Man sah mit einem kleinen Gefühl des Neides nach dem Westen, wo die Kameraden in frischem Angriffsgeist vorbrechen durften, und mit dem regen Interesse, das alle Soldaten für die Ereignisse um Verdun an den Tag legten, verband sich stets die leise Erwartung einer russischen Parallelaktion. Das Wort „Entlastungsoffensive der Russen" hörte man in letzter Zeit allüberall in den Schützengräben. Man war, das ist selbstverständlich, was Stellungen und was Material angeht, in einer steten Bereitschaft, man war es auch geistig. Die Russen mochten nur kommen, ein warmer Empfang sollte ihnen bereitet werden. Nun sind sie gekommen. Wie ein Ruck ging es durch die Herzen unserer Soldaten. Es ist schwer, diese erwartungsvolle Stimmung zu beschreiben, dieses Erwachen aus der passiven Tätigkeit des Bauens und Stellungfestigens zum Leben der Tat, zum eigenen Handeln, zum neuen Kampf, diese frohe und starke Zuversicht, die dem alles überstrahlenden Gefühl der Unüberwindlichkeit entspringt."

Die **Hauptangriffsfront** der ersten Kampfwoche erstreckte sich wohl über dreihundert Kilometer: von Riga die Düna entlang, dann südlich Dünaburg quer durch das die Verteidigung unterstützende Seen- und Sumpfgebiet bis in die Gegend östlich von Wilna. Noch am 17. März meldete der Heeresbericht, daß die Lage im Osten unverändert sei, das russische Artilleriefeuer nahm an der ganzen Front etwas zu, ließ aber noch keine bestimmten Ziele erkennen, am folgenden Tage begannen die Russen sich langsam einzuschießen, namentlich an den zu beiden Seiten des Narocz-Sees liegenden Frontteilen steigerte sich die Tätigkeit der russischen Artillerie zu einem regelrechten Trommelfeuer, das von unserer Seite eine erfolgreiche Erwiderung fand. Der erste Infanterieangriff der Russen erfolgte am 18. März in der Morgenfrühe an ganz verschiedenen Stellen nördlich des Miadziol-Sees, wo schon in der Nacht Patrouillen vorgetastet hatten, wie insbesondere südlich des Narocz- bis zum Wisznіew-See sowie nördlich von Postawy. Die Russen kamen bis etwa 200 Meter an unsere Stellungen heran, konnten aber in keinem Falle unsere Drahthindernisse erreichen. Ihre verschiedenen Angriffswellen brachen im Artilleriefeuer wie namentlich in dem Geschoßregen der Maschinengewehre jämmerlich zusammen. Besonders stark waren die russischen Verluste am Wiszniew-See, wo unsere Artillerie die in eine kleine Frontbuchtung am südlichen Seeufer einbrechende Russenmasse flankierend zu fassen bekam. Unsere eigenen Verluste waren geradezu erstaunlich gering, die der Russen ganz außergewöhnlich hoch. Tag für Tag, Nacht für Nacht folgten sich die Angriffe an immer zahlreicheren Stellen der ganzen Nordostfront. Und das Ergebnis:

„Der hohe Einsatz an Menschen und Munition hat den Russen nicht den kleinsten Vorteil gegenüber der unerschütterlichen deutschen Verteidigung bringen können." (Heeresbericht vom 23. März.)

Dagegen gelang es dem russischen Ansturm im Süden, einen kleinen örtlichen Erfolg zu erringen. Sie kamen am Sonntag, 19. März, in den Besitz der Dnjestrbrückenschanze nordwestlich Usciesco, die bisher weit in die russischen Stellungen auf dem nördlichen Stromufer hineinragte. Den Ruhm ernteten aber bei diesem russischen Sieg die unterliegenden Verteidiger, die sich unter Führung des Obersten **Planckh** durch die gewaltige Ueberzahl durchzuschlagen wußten. Der Armeeführer General v. **Pflanzer-Baltin** erließ folgenden Armeebefehl, der den Helden verdientes Lob spendete:

Die Dnjestrschanze existiert nicht mehr; sie ist von den Russen in die Luft gesprengt worden. Seit Monaten versuchte der Feind, sie im Angriff zu nehmen, es ist ihm nie gelungen, er mußte sie zuerst vernichten, ehe der erste Russe den Boden betreten konnte, der durch den Heldenmut unserer Truppen geheiligt ist. Die Kaiser-Dragoner gaben ein leuchtendes Beispiel von Kaisertreue und die braven Sappeure harrten an ihrer Seite treu bis in den Tod aus. Sieben Stunden lang nach der Sprengung kämpfte die heldenmütige Besatzung gegen eine achtfache Uebermacht weiter, und erst auf Befehl wurden die Trümmer der Schanze, die nun nur mehr ein Heldengrab war, geräumt. Die Reste der Besatzung entzogen sich sodann unter der Führung ihres tapferen Kommandanten durch einen kühnen Nachtmarsch mitten durch den Feind, den Dnjestr im Rücken, der schon fast unvermeidlichen Gefangennahme. Die Dnjestrschanze ist für unsere Armee eine stolze Erinnerung, für die Russen aber ein warnendes Zeichen, daß es bei uns für jeden Schritt Boden nur einen Preis gibt, den Tod. Ich danke dem Kommandanten der Besatzung, Oberst Planckh, den Offizieren und der gesamten Mannschaft namens der siebenten Armee."

Erwähnt sei noch, daß der französische Aufsichtsgeneral **Pau** nach Petersburger Meldungen im Stab des Generals Iwanow an der russischen Südwestfront weilt.

Aus dem Gebiet der russischen Innenpolitik ist der Rücktritt des **Ministers Chwostow** zu berichten, den man zutreffend mit dem Allerweltspolitiker Winston Churchill verglichen hat. Eine Zeitlang galt Chwostow als kommender Diktator. Seine Politik bestand in der Vorbereitung von Pogromen und Anzettelung von Verschwörungen, die seine Unentbehrlichkeit nachweisen sollten.

Weiter bei Verdun!

Zwischen den Generalen Joffre und Haig wurden in diesen entscheidenden Tagen Briefe gewechselt. Das ist an sich nicht merkwürdig. Wohl aber fällt es auf, daß die Agence Havas am 21. März die beiden Schreiben veröffentlicht hat. Offenbar soll damit eine Art Antwort auf die Frage gegeben werden, die Millionen Franzosen stellen: **Wo bleibt England?** General Haig schrieb seinem französischen Amtsgenossen:

„Die britische Armee beklagt die von den edlen französischen Truppen in der jetzt wütenden Schlacht erlittenen Verluste. Sie hält jedoch darauf, ihnen die Bewunderung auszudrücken für die Heldentaten der französischen Armee vor Verdun, wo Deutschland vergeblich seine Kräfte mißt mit den unbezwinglichen französischen Soldaten. gez. Haigh."

General **Joffre** antwortete auf diese nichtssagenden Phrasen nicht minder edel und schön: „In dem heißen Kampf der großen Schlacht von Verdun weiß die französische Armee, daß sie Ergebnisse erreicht, die allen Verbündeten zugute kommen werden. Sie weiß auch, daß, als kürzlich an die Kameradschaft der britischen Armee appelliert wurde, diese als Antwort ihre tatkräftige und schnellste Hilfe anbot."

Ein förmlicher Wettbewerb im Edelmut, wie zwischen zwei Liebenden, die nicht einig werden, weil jeder nachgeben will! Im Hintergrund dieser Komödie steht die große Not Frankreichs, die vergebens von einer unehrlichen Presse abgeleugnet wird. Frankreich, das noch vor wenigen Monaten sich stolz vermaß, aus eigner Kraft bis zum Rhein vorzustoßen, weiß jetzt, daß es ohne die Hilfe seiner Verbündeten verblutet. Der künstliche Spott über den deutschen Zusammenbruch vor Verdun, den man mit blassen Lippen um der Neutralen willen ewig wiederholt, verstummt, je deutlicher hervortritt, daß der deutsche Angriff mit meisterhafter Methodik, unter erträglichen Verlusten siegreich fortschreitet und Strich um Strich dem heldenhaften Widerstand einer zu jedem Opfer entschlossenen Verteidigung abtrotzt. Den französischen Schönfärbern wurde in einer Zuschrift aus dem Feld, die das W. T. B. verbreitet hat, erwidert:

„Die französische Presse bemüht sich krampfhaft, ihrem Volke das Schmeichelbild riesiger deutscher Verluste vorzugaukeln. Dabei vermag sie den feststehenden Zahlen unserer Beute an Gefangenen und Material keinerlei Trostziffern entgegenzusetzen. Die Zahlen unserer Beute aber sind die einzigen in der Oeffentlichkeit der ganzen Welt unumstößlich feststehenden Ziffern. Alles andere, insbesondere die Behauptungen über unsere deutschen Verluste, sind Phantasiegebilde französischer Luftarithmetik. Daß aber zwischen der Zahl der unblutigen und der blutigen Verluste ein gewisses, annähernd festes Verhältnis stehen muß, weiß jeder Kenner der Kriegsgeschichte. Klar also, daß bei solcher Masse französischer Gefangener auch Riesenziffern blutiger Verluste vorhanden sein müssen. Der Heimat aber sei es gesagt — was die Feinde uns ja nicht zu glauben brauchen, wenn es ihnen Vergnügen macht, sich auch fernerhin von Wahngebilden umgaukeln zu lassen —, daß unsere Verluste in den schweren Kämpfen sich durchaus innerhalb der Grenzen halten, die dem Erfolg entsprechen. Der deutsche Soldat weiß längst und ist sich dessen dankbar bewußt, daß seine Führer nicht darauf ausgehen, rasche und blendende Fortschritte um jeden Preis zu erzielen, daß sie vielmehr ihre Unternehmungen sorgfältig und ruhig vorbereiten und nur soweit durchführen, als sie sich mit dem unbedingt erforderlichen Einsatz an Menschenkraft und Menschenblut erreichen lassen. Eine solche Kriegführung verzichtet auf Sensationserfolge und begnügt sich mit der Tatsache, daß ihr Vorgehen jedes Offensivgelüst des Feindes lahmgelegt und ihm statt dessen ihrerseits Gewinne abgerungen hat, deren ganze Tragweite erst die Zukunft in Gestalt einer völlig veränderten Gesamtkriegslage erkennbar machen wird. Sie begnügt sich vor allem damit, der Welt bewiesen zu haben, daß nach mehr denn anderthalb Kriegsjahren der deutsche Soldat unerschöpft ist, von frischem, nicht zu bändigendem Vorwärtsdrang beseelt, ein nie versagendes Werkzeug in der Hand einer bedachtsamen, zielbewußten Führung, der es weniger darum zu tun ist, Stichworte für heimatliches Flaggenhissen zu geben, als darum: die Anschläge des Feindes zu neuem Ansturm wider die stählerne Mauer, die unser Vaterland vor dem Ansturm des Feindes beschirmt hat und beschirmt, schon vor dem ersten Versuch ihrer Verwirklichung zu erdrosseln."

Der Hauptnachdruck der Kämpfe lag in der vierten Woche seit Beginn des Angriffs auf dem linken Maasufer. Zur Eroberung der Höhe „Toter Mann" gesellte sich der siegreiche Sturm der Bayern und Württemberger, der den Wald von Malancourt-Avocourt mit einer dreifachen Reihe von feindlichen Befestigungen in unsere Hand brachte und die besten Handhaben für weitere Erfolge schuf. Was es heißt, solche Erfolge in diesem Kampfgebiet zu erzielen, sieht man aus dem Bericht, den Colin Roß der „Vossischen Zeitung" schrieb. Es heißt da:

... Ueber Felder von Stacheldraht, durch Verhaue, Schlingen und Wolfsgruben gegen Schnellfeuergeschütze und Maschinengewehre kann niemand stürmen. Vor der Sturmtruppe muß der Tod vorausgehen, der Tod und Schrecken und Verwüstung. Und mit den Mitteln der Verteidigung wuchs das Heulen der Zerstörung. So wurde der Krieg zu dem, was er heute ist. Das ist kein Krieg mehr, kein Ringen und kämpfen von Menschen. Das ist ein Naturereignis, ein Toben entfesselter Elementarkräfte. Vor der Infanterie stürmen die Granaten. Sie fliegen so dicht, daß der Himmel tönt von ihrem Heulen. Gleich Scharen wilder Gänse streichen sie über das Firmament, daß die Sonne dunkelt, wie vor den Pfeilen des Xerxes. Sie ackern und pflügen die feindliche Stellung. Und haben sie ihr Werk gut getan, so darf dort nichts mehr sein als eine Wüste des Todes. Sie wischen das Leben vom Erdboden fort, und wer unter der Erde noch lebt, dem haben sie das Herz erschüttert und die Nerven zermürbt. Die in den metertiefen Unterständen und Stollen am Leben Gebliebenen kommen vor den Bajonetten und Handgranaten der Stürmenden hervor, ergeben, mit erhobenen Händen. So nahmen die Kronprinzen-Truppen Stellung um Stellung vor Verdun. So fiel auch Forges, der



Vom italienischen Kriegsschauplatz
30,5 cm Mörser in Tätigkeit

Kilophot. G. m. b. H. Wien

Rabenwald und der Tote Mann. Freilich nicht überall war aller Widerstand erstickt. Beherzte eilten noch an die verschüttete Brustwehr, sobald die Unseren vorbrachen. Maschinengewehre konnten noch in Stellung gebracht werden, Handgranaten flogen noch hin und her. Messer und Leiber prallten aneinander; Mann gegen Mann. Dieser Krieg ist das erste und das letzte. Er kennt die primitivsten Waffen grauer Vorzeit: Faust und Zähne, und läßt mit den raffinierten Kampfmitteln moderner Technik die Schrecken zukünftiger Kriege ahnen, wo vielleicht das Geschoß veraltet und Gasflammen und Starkstrom an seine Stelle getreten sein werden."

Eine besonders wichtige Rolle in diesen Kämpfen spielt die Luftwaffe. Ohne vollkommenste Luftaufklärung ist die schwere Artillerie ein blinder Maulwurf. Flieger müssen an den Feind, nicht mehr einzeln nur, sondern in Geschwadern, die der feindlichen Abwehr zum Trotz sich durchsetzen. Gleichzeitig gilt es, den feindlichen Fliegern nach Möglichkeit die Einsicht in unsere Stellungen zu erschweren. Ohne Ueberlegenheit in der Luft keine Feuerüberlegenheit! Wir wissen, was wir Bölcke verdanken, der bisher 13 Flugzeuge abschoß, Immelmann (11), Leffers, Parschau, Althaus (je 4). Außerdem haben unsere Flieger Zerstörungs- und Störungsfahrten weit hinein ins feindliche Etappengebiet unternommen. Sogar südlich Dijon störten sie den Zugverkehr. Dover wurde erneut heimgesucht. Ueber der Ententeflotte bei Saloniki erschien zerstörend ein Zeppelin. Und österreichisch-ungarische Flieger kamen nach Valona, das jetzt auf albanisch Vlora heißt. Auch die feindlichen Flieger waren nicht müßig. Metz, Mülhausen, Zeebrügge, Dun an der Maas waren ihren Angriffen ausgesetzt. Aber wir dürfen hoffen, daß unsere langsam, aber sicher erzielte Ueberlegenheit in der Luft sich immer mehr geltend machen wird. Zum Schutz und Trutz!

Rumänisches Getreide

Nachdem bereits im Dezember des Vorjahres mit Rumänien ein Abkommen über die Lieferung von 500 000 Tonnen Getreide an die Mittelmächte zustande gekommen war, sind in diesen Tagen die Verhandlungen über den Bezug weiterer umfangreicher Mengen an Getreide und Hülsenfrüchten zum Abschluß gelangt. Das Wolffsche Telegraphen-Büro berichtet darüber halbamtlich:

Am 21. März ist in Bukarest zwischen der „Zentral-Einkaufsgesellschaft" in Berlin, der „Kriegs-Getreide-Verkehrsanstalt" in Wien und der „Kriegs-Produkten-Aktiengesellschaft" in Budapest einerseits und der rumänischen „Zentral-Ausfuhrkommission für Getreide und Hülsenfrüchte" andererseits ein Vertrag über die Lieferung weiterer sehr erheblicher Getreidemengen aus Rumänien an die Zentralmächte unterzeichnet worden. Die genannten deutschen und österreichisch-ungarischen Organisationen für die Getreideeinfuhr kaufen durch diesen Vertrag 100 000 Wagen Mais sowie den gesamten — nach Berücksichtigung des inländischen rumänischen Verbrauchs und der anderweitigen rumänischen Verkaufsverträge —, noch für die Ausfuhr zur Verfügung stehenden Vorrat an Weizen, Gerste und Hülsenfrüchten, einen Vorrat, der auf etwa 40 000 Wagen geschätzt wird. Die rumänische Regierung hat alle tunlichen Erleichterungen für den Abtransport des Getreides auf dem Bahn- und Wasserwege teils bereits veranlaßt, teils in Aussicht gestellt. Umgekehrt ist eine Verständigung angebahnt, um auch die Lieferung von Erzeugnissen der Zentralmächte an Rumänien sowie die wechselseitige Durchfuhr tunlichst zu fördern, und also auch auf diesem Gebiete das Erforderliche zu tun, damit die beiderseitigen Handelsbeziehungen sich wieder normal gestalten, soweit dies unter den obwaltenden Umständen überhaupt durchführbar ist.

Rumänien hatte bisher den Zentralmächten gegenüber eine etwas eigentümliche Politik getrieben, die sich nur schwer mit der formell neutralen Haltung des Landes vereinen ließ. Dies erklärt sich daraus, daß Rumänien, geblendet von der Machtfülle des Vierverbandes, fest an dessen Sieg glaubte. Die Getreideernten der Jahre 1914 und 1915 drängten nach Ausfuhr, aber man wartete auf die Oeffnung des Dardanellentors, die nach den Behauptungen der Entente nur eine Frage kürzerer Zeit sein konnte. Man wartete vergebens. Das hat man endlich eingesehen. Die Folge dieser Erkenntnis ist das großzügig gedachte neue Abkommen, das bei ehrlicher Handhabung beiden Teilen Vorteile bietet und nicht ohne Rückwirkung auf die politischen Beziehungen bleiben kann.

Die Versenkung der Tubantia

Der Schiffbruch der „Tubantia", eines der neuesten und schönsten Dampfer der Niederlande, der am 16. März bei der Ausfahrt nach Java erfolgte, hat erregte Angriffe auf die deutsche Kriegführung hervorgerufen. Die englische Presse schürte nach Kräften das holländische Feuer und war in ihrem Eifer unklug genug, der holländischen Regierung den Rat zu geben, nach portugiesischem Vorbild die deutschen Schiffe in holländischen Häfen zu beschlagnahmen. Das könnte den Engländern in jeder Beziehung passen. Aber die holländische Regierung ist nicht die holländische Presse, die allerdings in befremdlicher Voreiligkeit gegen Deutschland losschlug. Bei näherer Ueberlegung werden hoffentlich auch die hitzigsten Holländer ihre vielgerühmte Ruhe wieder erlangen und sich fragen, ob es wirklich einen vernünftigen Grund gibt, anzunehmen, daß die deutsche Marine nichts Besseres zu tun wisse als ein neutrales Schiff auf der Fahrt nach Uebersee mit der gesamten deutschen Post und einer Anzahl deutscher Passagiere zu versenken.

Zum Ueberfluß hat der Chef des deutschen Admiralstabs ausdrücklich festgestellt, daß weder ein deutsches Tauchboot, noch eine deutsche Mine in Betracht kommt. Ferner gab der deutsche Gesandte im Haag am 19. März folgende Erklärung ab:

„Sobald die kaiserliche Regierung von dem Untergange der „Tubantia" Bericht erhalten hat, ist eine gründliche Untersuchung eingeleitet worden. Alle irgendwie in Betracht kommenden deutschen Unterseeboote sind in ihre Stationen zurückgekehrt, und die Untersuchung ist beendet. Die Feststellungen haben ergeben, daß bei der Torpedierung der „Tubantia" kein deutsches Unterseeboot oder Torpedoboot in Frage kommen kann. Sowohl an der Unglücksstelle selbst, wie auch in der Nähe derselben haben sich keine deutschen Schiffe befunden."

Eine besondere Heldentat verübte am 18. März ein französisches Unterseeboot in der Adria. Es sandte nacheinander zwei Torpedos gegen das österreichisch-ungarische Spitalschiff Elektra. In einer Protestkundgebung der österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz an das Genfer Komitee heißt es:

„Die „Elektra" war als Seespitalschiff den feindlichen Kriegsmächten notifiziert und mit allen für solche Fahrzeuge vorgeschriebenen, äußerlich weit sichtbaren Kennzeichen versehen. Die Anlanzierung erfolgte nach dem amtlichen Bericht des österreichisch-ungarischen Flottenkommandos, ohne daß das Schiff angehalten worden wäre, bei klarer Sicht und hellem Sonnenschein. Mit vollem Recht bemerkt dieser Bericht über die ebenso ruchlose wie feige Tat des feindlichen Unterseebootes, daß sich eine krassere Verletzung des Völkerrechtes nicht denken lasse. Wir erheben gegen die Torpedierung unseres Spitalschiffes, durch die sich die betreffende feindliche Kriegsmarine mit unauslöschlicher Schmach bedeckt hat, mit aller Schärfe Protest."

Dieser neue Völkerrechtsbruch, gegen den auch die österreich-ungarische Regierung einen Protest erließ, paßt vortrefflich zu der Kaperung des deutschen Lazarettschiffs „Ophelia" durch die edelmütigen Briten.

Ueber die Betätigung unserer Tauchboote wurde am 18. März mitgeteilt, daß seit 1. März 19 feindliche Handelsschiffe mit rund 40 000 Bruttoregistertonnen versenkt wurden. Ferner wurde die unweit Durazzo erfolgte Vernichtung des französischen Torpedobootszerstörers „Renaudel", eines ganz neuen Schiffes, gemeldet. Die Versenkung des russischen Dampfers „Novaja Slabada" die am 9. März im nördlichsten Teil des Atlantischen Ozeans erfolgte, gab den Beweis, daß der Tauchbootkrieg sich bis an den Polarkreis ausdehnt.

Die Alltagssorgen

Es ist durchaus notwendig und richtig, daß sich weite Kreise mit den Fragen der Volksernährung befassen. Aber wir wollen doch auch die grauen Alltagssorgen nicht allzu wichtig nehmen. Unsere Soldaten sind manchen Tag in Schnee und Eis marschiert ohne einen warmen Schluck und mit einem kargen Stück Brot im schwer bepackten Tornister. Keiner zu Hause darf im Ernst von seinen persönlichen Entbehrungen reden, wenn er bedenkt, was die Männer draußen dulden und leisten.

Und jeder sollte sich sagen: Was die Leute im Feld aushalten bei schwerster körperlicher und seelischer Anspannung, das kannst du daheim im warmen Nest erst recht.

Schelten und Fluchen machen die Sache nicht besser, wohl aber Hilfsbereitschaft, Verträglichkeit, gegenseitige Rücksicht und Nachsicht. Der Krieg von heute wird nicht nur auf den Schlachtfeldern ausgekämpft, er ist eine Sache jedes einzelnen Volksgenossen. Der Vernichtungswille des Gegners trifft Gerechte und Ungerechte, Kluge und Egoisten, Tapfere und Feiglinge. Je mehr und je stärker sich alle Glieder des Volkes der gemeinsamen Gefahr bewußt sind, desto leichter wird es dem einzelnen fallen, unvermeidliche Entbehrungen willig zu ertragen. Gewiß müssen die Behörden das Menschenmögliche tun, um vor allem den Minderbemittelten das Durchhalten zu erleichtern und durch Ausbau der Verteilungskontrolle den „Hamstern“ das Handwerk zu erschweren. Aber mindestens ebenso viel muß aus dem Volk selbst an verständiger Mitarbeit und ehrlichem Zusammenhalten geleistet werden. Organisation ist ein leeres Wort, wenn man dabei an eine Maschine denkt, die von oben gelenkt und geführt wird. Nur wenn sie von dem ernsten und freudigen Willen des ganzen Volkes getragen und getrieben ist, kann sie Segen stiften.

Vielleicht zeigen einige Beispiele, wie man es nicht machen soll, am besten, worauf es ankommt:

Ein Leser berichtet der „Frankfurter Zeitung“ von einem Gespräch mit seiner Eierfrau, die ihm erzählte: sie habe hier eine Familie, bestehend aus Mutter, zwei Kindern und zwei Dienstmädchen (der Mann ist im Feld), der sie jede Woche 150 Eier liefern müsse; den Zucker habe die Herrschaft zentnerweise gekauft.

Eine Leserin gibt ein Gespräch zwischen zwei Herren wieder, das sie vor einiger Zeit mit anhörte: Der eine: „Ja, meine Frau läßt Ihnen auch sehr danken für all Ihre Mühe. Wie hat sie sich gefreut.“ Der andere wohlgefällig schmunzelnd: „Ich kann Ihnen sagen, ich habe da unten (wahrscheinlich Bayern oder Baden) aber auch gehörig zusammengekauft. Der Hausbursche des Hotels hat tüchtig gestöhnt unter dem Gewicht meines Gepäcks. Was da alles drin war! Sie brauchen übrigens keine Angst zu haben, daß Ihnen das Fleisch verdirbt, das können Sie gut einlegen. Wir haben einen ganzen Schweinsrücken in Essig liegen, und der schmeckt vorzüglich. Jetzt haben wir tüchtig Vorräte. Gestern habe ich dann noch unter den schwierigsten Verhältnissen 10 Pfd. Butter gekauft. Ich bin von Laden zu Laden gelaufen — in den meisten bin ich bekannt — und ließ mir überall ¼ Pfund Butter geben. Als ich nachmittags wieder in den ersten Laden kam, in dem ich vormittags schon war, lachte die Verkäuferin und wollte mir nichts mehr geben. Wie das Ding nun nicht mehr ging, holte ich mir einen Dienstmann und fragte ihn, ob er sich eine Mark verdienen wolle. Natürlich wollte der. Den ließ ich nun an meiner Stelle in die Läden gehen und Butter verlangen. Dem armen Kerl gab man natürlich gerne Butter, die er mir dann abliefern mußte, und so hatte ich bis zum Abend 10 Pfund Butter.“

Ein angesehener Landwirt, der viel herumkommt, äußerte kürzlich: auf dem Lande werden die Nahrungsmittel niemals knapp werden, auch wenn der Krieg noch so lange dauerte; die Landwirte haben sich für einen siebenjährigen Krieg verproviantiert.

Das sind drei Bilder aus dem Leben, die manches erklären. Zum Glück denken weite Kreise — weiter. Tausendfach ehrenvoller ist es, das eine oder andere Mal bei dem Wettbewerb um Nahrungsmittel zu kurz zu kommen, als durch neidische Vorratshäufung die allgemeinen Schwierigkeiten zu erhöhen. Man muß für sein Vaterland zur Not auch einmal warten und entbehren können. Und zwar nicht mit Gebrumm und Zorn, sondern freudigen Herzens. Die rechte Würze bei jeder Entbehrung gibt ein guter Humor und ein rechter vaterländischer Sinn, der über den Suppentopf hinweg auf das große Ganze, über den Augenblick hinaus an die Zukunft, an Kinder und Kindeskinder denkt.

Die neue Weltgeschichte

Die amtlichen Meldungen vom 18. bis 24. März

Westlicher Kriegsschauplatz

18. März: Bei wechselnder Sicht war die beiderseitige Kampftätigkeit gestern weniger rege.

19. März: Nordöstlich von Vermelles (südlich des Kanals von La Bassée) nahmen wir den Engländern nach wirksamer Vorbereitung durch Artilleriefeuer und fünf erfolgreichen Sprengungen kleine, von ihnen am 2. März im Minenkampf errungene Vorteile wieder ab. Von der größtenteils verschütteten feindlichen Besatzung sind dreißig Ueberlebende gefangengenommen. Gegenangriffe scheiterten. Die Stadt Lens erhielt wieder schweres englisches Feuer. Während auch der gestrige Tag auf dem linken Maasufer ohne besondere Ereignisse verlief, wurden Angriffsversuche der Franzosen heute früh gegen den „Toten Mann“ und östlich davon im Keime erstickt. Auf dem rechten Ufer steigerte sich die Artillerietätigkeit zeitweise zu sehr erheblicher Stärke. Gleichzeitig entspannen sich an mehreren Stellen südlich der Feste Douaumont und westlich vom Dorf Vaux Nahkämpfe um einzelne Verteidigungseinrichtungen, die noch nicht abgeschlossen sind. Aus der den Franzosen bei der Försterei Thiaville (nordöstlich von Badonviller) am 4. März überlassenen Stellung wurden sie durch eine deutsche Abteilung gestern wieder vertrieben. Nach Zerstörung der feindlichen Unterstände und unter Mitnahme von 41 Gefangenen kehrten unsere Leute in ihre Gräben zurück. Die Erkundungs- und Angriffstätigkeit der Flieger war beiderseits sehr rege. Unsere Flugzeuge griffen die Bahnanlagen an den Strecken Clermont—Verdun und Epinal—Lure—Vesoul, sowie südlich von Dijon an. Durch feindlichen Bombenabwurf auf Metz wurden drei Zivilpersonen verletzt. Aus einem französischen Geschwader, das Mülhausen und Habsheim angriff, wurden vier Flugzeuge in der unmittelbaren Umgebung von Mülhausen im Luftkampf heruntergeschossen. Ihre Insassen sind tot. In Mülhausen fielen dem Angriff unter der Bevölkerung 7 Tote und 13 Verletzte zum Opfer, in Habsheim wurde ein Soldat getötet.

20. März: Durch gute Beobachtungsverhältnisse begünstigt, war die beiderseitige Artillerie- und Fliegertätigkeit sehr lebhaft. Im Maasgebiet und in der Woevre-Ebene hielten sich auch gestern die Artilleriekämpfe auf besonderer Heftigkeit. Um unser weiteres Vorarbeiten gegen die feindlichen Verteidigungsanlagen in Gegend der Feste Douaumont und des Dorfes Vaux zu verhindern, setzten die Franzosen mit Teilen einer neue herangeführten Division gegen das Dorf Vaux einen vergeblichen Gegenangriff an: unter schweren Verlusten wurden sie abgewiesen. Im Luftkampf schoß Leutnant Freiherr von Althaus über der feindlichen Linie westlich von Lihons sein viertes, Leutnant Boelke über dem Forges-Wald (am linken Maasufer) sein zwölftes feindliches Flugzeug ab. Außerdem verlor der Gegner drei weitere Flugzeuge, eines davon im Luftkampf bei Cuisy (westlich des Forges-Waldes), die beiden anderen durch das Feuer unserer Abwehrgeschütze. Eines der letzteren stürzte brennend bei Reims, das andere, mehrfach sich überschlagend, in Gegend von Ban de Sapt dicht hinter der feindlichen Linie ab.

21. März: Westlich der Maas erstürmten nach sorgfältiger Vorbereitung bayerische Regimenter und württembergische Landwehrbataillone die gesamten, stark ausgebauten französischen Stellungen im und am Walde nordöstlich von Avocourt. Neben sehr erheblichen blutigen Verlusten büßte der Feind bisher 32 Offi-

ziere, darunter 2 Regimentskommandeure, und über 2500 Mann an unverwundeten Gefangenen sowie viel noch nicht gezähltes Kriegsgerät ein. Gegenstöße, die er versuchte, brachten ihm keinen Vorteil, wohl aber weiteren schweren Schaden.

22. März. Bei der dem Angriff vom 20. März nordöstlich von Avocourt folgenden Aufräumung des Kampffeldes und der Wegnahme weiterer feindlicher Gräben außerhalb des Waldgeländes ist die Zahl der dort eingebrachten unverwundetn Gefangenen auf 58 Offiziere, 2941 Mann gestiegen. Die Artilleriekämpfe beiderseits der Maas dauerten bei nur vorübergehender Abschwächung mit Heftigkeit fort. Bei Obersept haben die Franzosen nochmals versucht, die Schlappe vom 13. Februar wieder auszugleichen. Mit beträchtlichen blutigen Verlusten wurde der Angreifer zurückgeschickt. — Drei feindliche Flugzeuge wurden nördlich von Verdun im Luftkampf außer Gefecht gesetzt. Zwei von ihnen kamen nordöstlich von Samogneux hinter unserer Front, das dritte brennend jenseits der feindlichen Linie zum Absturz. Leutnant Boelke hat damit sein 13., Leutnant Parschau sein viertes feindliches Flugzeug abgeschossen.

23. März: Der Erfolg beim Walde von Avocourt wurde durch Inbesitznahme der französischen Stützpunkte auf den Höhenrücken südwestlich von Haucourt vervollständigt. Es wurden etwa 450 Gefangene eingebracht.

24. März. In der Champagne an der Straße Somme Py—Souain, in den Argonnen, im Maasgebiet und bis zur Mosel hin steigerte sich die Heftigkeit der Artilleriekämpfe zeitweise sehr erheblich. Westlich von Haucourt besetzten wir in Auswertung des vorgestrigen Erfolges noch einige Gräben, wobei sich die Zahl der Gefangenen auf 32 Offiziere, 879 Mann erhöhte.

Oestlicher Kriegsschauplatz

18. März: Das Artilleriefeuer im Gebiet beiderseits des Narocz-sees ist recht lebhaft geworden. Ein schwächlicher nächtlicher russischer Vorstoß nördlich des Miadziolsees wurde leicht abgewiesen.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Am Dnjester und an der beßarabischen Front lebhaftere feindliche Artillerietätigkeit. Die Brückenschanze bei Usciesżko stand nachts unter starkem Minenwerferfeuer. Heute früh sprengte der Feind nach einiger Artillerievorbereitung eine Mine, worauf ein Handgranatenangriff erfolgte. Infolge der Sprengung mußte die Mitte der Verteidigungslinie in der Schanze etwas zurückgenommen werden.

19. März: Die erwarteten russischen Angriffe haben auf der Front Dryswjaty-See — Postawy und beiderseits des Narocz-Sees mit großer Heftigkeit eingesetzt. An allen Stellen ist der Feind unter außergewöhnlich starken Verlusten glatt abgewiesen worden. Vor unseren Stellungen beiderseits des Narocz-Sees wurden allein 9270 gefallene Russen gezählt. Die eigenen Verluste sind sehr gering. Südlich des Wiszniew-Sees kam es nur zu einer Verschärfung der Artilleriekämpfe.

20. März: Ohne Rücksicht auf die großen Verluste griffen die Russen auch gestern wiederholt mit starken Kräften beiderseits von Postawy und zwischen Narocz- und Wiszniew-See an. Die Angriffe blieben völlig ergebnislos. In Gegend von Widsy stießen deutsche Truppen vor und warfen feindliche Abteilungen zurück, die sich nach den am gestrigen Morgen unternommenen Angriffen noch nahe vor unserer Front zu halten versuchten. Ein Offizier 280 Mann von sieben verschiedenen Regimentern wurden dabei gefangengenommen.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Gestern abend wurde nach sechsmonatiger tapferer Verteidigung die zum Trümmerhaufen zerschossene Brückenschanze nordwestlich von Usciesżko geräumt. Obgleich es den Russen schon in den Morgenstunden gelungen war, eine dreihundert Meter breite Bresche zu sprengen, harrte — von achtfacher Uebermacht angegriffen — die Besatzung, aller Verluste ungeachtet, noch durch sieben Stunden im heftigsten Geschütz- und Infanteriefeuer aus. Erst um 5 Uhr nachmittags entschloß sich der Kommandont Oberst Planckh, die ganz zerstörten Verschanzungen zu räumen. Kleinere Abteilungen und Verwundete gewannen auf Booten das Südufer des Dnjestr. Bald aber mußte unter dem konzentrischen Feuer des Gegners die Ueberschiffung aufgegeben werden, und es blieb der aus Kaiser-Dragonern und Sappeuren zusammengesetzten tapferen Schar, wenn sie sich nicht gefangen geben wollte, nur ein Weg: sie mußte sich auf dem Norduſer des Dnjestr durch den vom Feinde stark besetzten Ort Usciesżko zu unseren auf den Höhen nördlich von Zaleszczyki eingenisteten Truppen durchschlagen. Der Marsch mitten durch die feindlichen Stellungen gelang. Unter dem Schutze der Nacht führte der Oberst Planckh seine heldenhafte Truppe zu unseren Vorposten nordwestlich von Zaleszczyki, wo sie heute früh eintraf. Die Kämpfe um die Brückenschanze von Usciesżko werden in der Geschichte unserer Wehrmacht stets ein Ruhmesblatt bleiben.

21. März: Die Russen dehnen ihre Angriffe auch auf den äußersten Nordflügel aus. Südlich von Riga wurden sie blutig abgewiesen, ebenso an der Dünafront und westlich von Jakobstadt stärkere feindliche Erkundungsabteilungen. Gegen die deutsche Front nordwestlich von Postawy und zwischen Narocz- und Wiszniew-See richteten sie Tag und Nacht besonders starke, aber vergebliche Angriffe. Die Verluste des Feindes entsprechen dem Masseneinsatz an Leuten. Eine weit vorspringende schmale Ausbuchtung unserer Front hart südlich des Narocz-Sees wurde zur Vermeidung umfassenden Feuers einige 100 Meter auf die Höhen bei Blisniki zurückgenommen.

22. März: Die großen Angriffsunternehmungen der Russen haben an Ausdehnung noch zugenommen, die Angriffspunkte sind zahlreicher geworden, die Vorstöße selbst folgten sich an verschiedenen Stellen ununterbrochen Tag und Nacht. Der stärkste Ansturm galt wieder der Front nordwestlich von Postawy. Hier erreichten die feindlichen Verluste eine selbst für russischen Masseneinsatz ganz außerordentliche Höhe. Bei einem erfolgreichen Gegenstoß an einer kleinen Einbruchsstelle wurden 11 russische Offiziere und 573 Mann gefangen genommen. Aber auch bei den vielen anderen Kämpfen — südlich und südöstlich von Riga, bei Friedrichstadt, westlich und südwestlich von Jakobstadt, südlich von Dünaburg, nördlich von Widsy, zwischen Narocz- und Wiszniew-See — wiesen unsere tapferen Truppen den Feind unter den größten Verlusten für ihn glatt zurück und nahmen ihm bei Gegenangriffen noch über 600 Gefangene ab. An keiner Stelle gelang es den Russen, irgendwelchen Erfolg zu erringen. Die eigenen Verluste sind durchweg gering.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Die Tätigkeit des Gegners ist gestern fast an der ganzen Nordostfront lebhafter geworden. Unsere Stellungen standen unter dem Feuer der feindlichen Geschütze. An der Strypa und im Kormyn-Gebiet stießen russische Infanterie-Abteilungen vor; sie wurden überall geworfen. In Ostgalizien verlor bei einem solchen Vorstoß eine russische Gefechtsgruppe von Bataillonsstärke an Toten drei Offiziere und über 150 Mann, an Gefangenen 100 Mann; bei uns nur einige Leute verwundet.

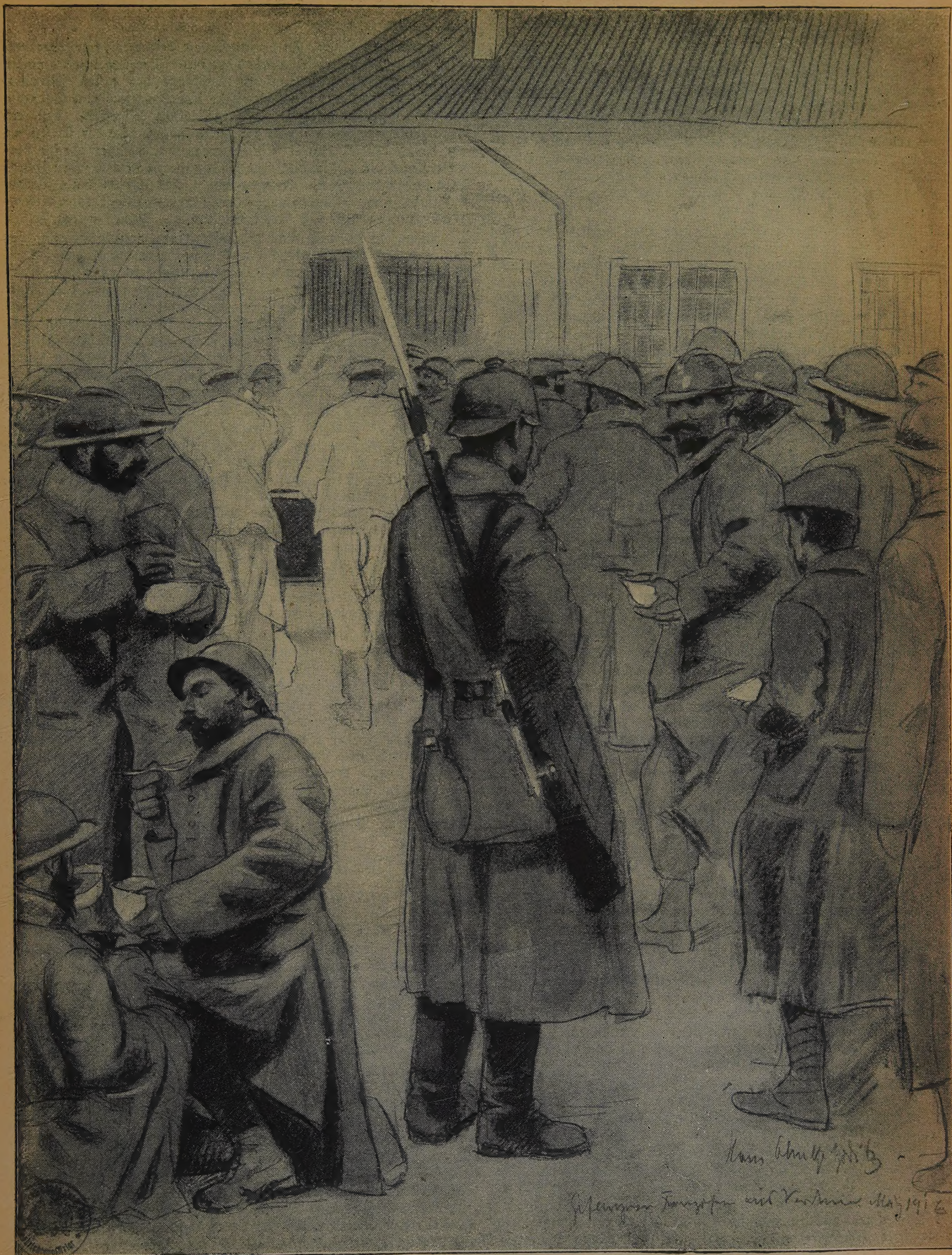
23. März: Ihre Hauptangriffstätigkeit verlegten die Russen auf die gestrigen Abend- und auf die Nachtstunden. Mehrfach brachen sie mit starken Kräften gegen unsere Stellungen im Brückenkopf von Jakobstadt beiderseits der Bahn Mitau—Jakobstadt, viermal gegen unsere Linien nördlich von Widsy vor. Während sie auf der Front nordwestlich von Postawy, wo die Zahl der eingebrachten Gefangenen auf 14 Offiziere, 889 Mann gestiegen ist, wohl infolge der übermäßigen blutigen Verluste von größeren Angriffsversuchen Abstand nahmen, stürmten sie wiederholt mit neuer Gewalt zwischen Narocz- und Wiszniew-See an. Der hohe Einsatz von Menschen und Munition hat auch in diesen Angriffen und in mehrfachen Einzelunternehmungen an anderen Stellen den Russen nicht den kleinsten Vorteil gegenüber der unerschütterlichen deutschen Verteidigung bringen können.

24. März: Während sich die Russen am Tage nur zu einem starken Vorstoß im Brückenkopf von Jakobstadt östlich von Buschhof aufrafften, unternahmen sie nachts wiederholte Angriffe nördlich der Bahn Mitau—Jakobstadt, sowie einen Ueberrumpelungsversuch südwestlich von Dünaburg und mühen sich in ununterbrochenem heftigen Ansturm gegen unsere Front nördlich von Widsy ab. Alle ihre Angriffe sind in unserem Feuer spätestens am Hindernis unter schwerer Einbuße an Leuten zusammengebrochen.

Italienischer Kriegsschauplatz

18. März: Am unteren Isonzo kam es gestern nur bei Selz zu einem Angriffsversuche schwacher italienischer Kräfte, die an den Hindernissen abgewiesen wurden. Auch das Geschütz-, Minenwerfer- und Handgranatenfeuer ging nicht über das gewöhnliche Maß hinaus. Um so lebhafter war die Tätigkeit der beiderseitigen Artillerie in dem Raume von Tolmein und Flitsch sowie im Fella-Abschnitt. Am Nordteil des Tolmeiner Brückenkopfes griffen unsere Truppen an, eroberten eine feindliche Stellung, nahmen 449 Italiener (darunter 16 Offiziere) gefangen und erbeuteten 3 Maschinengewehre und einen Minenwerfer. An der Tiroler Front fanden am Monte Piano, Col di Lana, bei Riva und in den Judicarien mäßige Geschützkämpfe statt.

19. März: Die verhältnismäßige Ruhe am unteren Isonzo dauert an. Unsere Seeflugzeuge belegten die italienischen Batterien an



Gefangene Franzosen aus Verdun
Zeichnung von Hans Schultze-Görlitz

der Sdobba-Mündung wiederholt mit Bomben. Die Stadt Görz wurde vom Feinde neuerdings aus schwersten Kalibern beschossen. Am Tolmeiner Brückenkopf setzten unsere Truppen ihre Angriffe erfolgreich fort, drangen über die Straße Selo—Ciginj und westlich Sv. Maria weiter vor und wiesen mehrere Gegenangriffe auf die gewonnenen Stellungen ab. Auch am Südgrat des Mrz Vrh wurde der Feind aus einer Befestigung geworfen; er flüchtete bis Gabrije. In diesen Kämpfen wurden weitere 283 Italiener gefangen genommen. Die Artillerietätigkeit an der Kärntner Front steigerte sich im Fella-Abschnitt und dehnte sich auch auf den karnischen Kamm aus. Die Dolomitenfront, insbesondere der Raum des Col di Lana, dann unsere Stellungen bei Mater im Suganatal und einzelne Punkte der Westtiroler Front standen gleichfalls unter lebhaftem feindlichen Feuer.

20. März: Am Görzer Brückenkopf wurden gestern vormittag die feindlichen Stellungen vor dem Südteile der Podgorahöhe in Brand gesetzt. Nachmittags nahm unsere Artillerie die gegnerische Front vor dem Brückenkopf unter kräftiges Feuer. Nachts wurde der Feind aus einem Graben vor Peoma vertrieben. Die Kämpfe am Tolmeiner Brückenkopfe dauern fort. Die gewonnenen Stellungen blieben fest in unserer Hand. Die Zahl der hier gefangengenommenen Italiener stieg auf 925, jene der erbeuteten Maschinengewehre auf 7. Mehrere feindliche Angriffe auf den Mrzli Vrh und Krn brachen zusammen. Auch am Rombon eroberten unsere Truppen eine Stellung. Hierbei fielen 145 Italiener und zwei Maschinengewehre in ihre Hand. Die lebhafte Tätigkeit an der Kärntner Front hält an. Im Tiroler Grenzgebiete hielt der Feind den Col di Lana-Abschnitt und einige Punkte an der Südfront unter Geschützfeuer.

21. März: Die Lage ist im allgemeinen unverändert. Feindliche Angriffe auf die von uns gewonnenen Stellungen am Rombon und Mrzli Vrh wurden abgewiesen. Am Rombon brachte eine neuerliche Unternehmung 81 gefangene Italiener ein.

24. März: Der Feind beschoß die Städte Görz und Rovereto.

Balkan-Kriegsschauplatz

18. März: Eines unserer Luftschiffe hat in der Nacht zum 18. März die Ententeflotte bei Kara Burun südlich Saloniki angegriffen.

19. März: Südwestlich des Doiransees kam es zu unbedeutenden Patrouillenplänkeleien.

21. März: Abgesehen von unbedeutenden Patrouillenplänkeleien an der griechischen Grenze ist die Lage unverändert.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Unsre Flieger erschienen nachts über Vlora (Valona) und bewarfen den Hafen und die Truppenlager erfolgreich mit Bomben. Sie kehrten trotz heftiger Beschießung unversehrt heim.

24. März. In der Gegend von Gjevgjeli kam es beiderseits des Vardar in den letzten Tagen mehrfach zu Artilleriekämpfen ohne besondere Bedeutung. Aus einem feindlichen Fliegergeschwader, das Bolovec westlich des Dojran-Sees angegriffen hatte, wurde ein Flugzeug im Luftkampf abgeschossen; es stürzte in den See.

Seekriegs-Schauplätze

Berlin, 18. März. Zu der amtlichen Bekanntmachung des holländischen Marinedepartements über den Untergang des Dampfers „Tubantia", daß nach eidlichen Aussagen des ersten Offiziers, vierten Offiziers und Ausguckpostens des Dampfers eine Torpedolaufbahn deutlich gesehen sei, wird hiermit festgestellt, daß ein deutsches Unterseeboot nicht in Frage kommt. Da die Stelle, wo der Unfall der „Tubantia" stattgefunden hat, weniger als 30 Seemeilen von der niederländischen Küste entfernt ist und somit innerhalb des in der Bekanntmachung vom 4. Februar 1915 als für die Schiffahrt nicht gefährdet angegebenen Gebietes liegt, kann weiterhin erklärt werden, daß dort keine deutschen Minen gelegt sind.

Wien, 19. März. Am 18., vormittags, wurde unweit Sebenico unser Spitalschiff „Elektra" von einem feindlichen Unterseeboot bei guter Sicht und hellem Sonnenschein ohne jede Warnung zweimal anlanziert, einmal getroffen und schwer beschädigt. Ein Matrose ist ertrunken, zwei Krankenschwestern des Roten Kreuzes sind schwer verwundet. Eine krassere Verletzung des Völkerrechts kann man sich zur See kaum denken. — Am gleichen Vormittag hat eines unserer Unterseeboote vor Durazzo einen französischen Torpedobootszerstörer, Typ „Fourche", torpediert. Der Zerstörer sank binnen einer Minute.

Berlin, 20. März. Ein Geschwader unserer Marineflugzeuge belegte am 19. März nachmittags militärische Anlagen in Dover, Deal und Ramsgate trotz starker Beschießung durch Landbatterien und feindliche Flieger ausgiebig mit Bomben. Es wurden zahlreiche Treffer mit sehr guter Wirkung beobachtet. Alle Flugzeuge sind wohlbehalten zurückgekehrt.

Vor der flandrischen Küste fand am 20. März früh ein für uns erfolgreiches Gefecht zwischen drei deutschen Torpedobooten und einer Division von fünf englischen Zerstörern statt. Der Gegner brach das Gefecht ab, nachdem er mehrer Volltreffer erhalten hatte, und dampfte mit hoher Fahrt aus Sicht. Auf unserer Seite nur ganz belanglose Beschädigungen.

Berlin, 24. März. Nachrichten zufolge, die von verschiedenen Stellen hierher gelangt und neuerdings bestätigt sind, hat am 29. Februar in der nördlichen Nordsee zwischen dem deutschen Hilfskreuzer „Greif" und drei englischen Kreuzern, sowie einem Zerstörer ein Gefecht stattgefunden. S. M. S. „Greif" hat im Laufe dieses Gefechts einen großen englischen Kreuzer von etwa 15 000 Tonnen durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht und sich zum Schluß selbst in die Luft gesprengt. — Von der Besatzung des Schiffes sind etwa 150 Mann in englische Kriegsgefangenschaft geraten, deren Namen noch nicht bekannt sind. Sie werden von den Engländern, die über den ganzen Vorfall das strengste Stillschweigen beobachten, von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Maßnahmen hiergegen sind eingeleitet.

Ereignisse aus aller Welt

Infolge einer überradikalen Rede, die der Abgeordnete Haase am 24. März unter absichtlicher Brüskierung seiner Parteigenossen hielt, erklärte die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mit 58 gegen 33 Stimmen den Abgeordneten Haase und siebzehn seiner engeren Gefolgschaft der Rechte der Fraktionsmitgliedschaft für verlustig. Darauf begründeten die Abgeordneten Bernstein, Bock, Büchner, Dr. Oscar Cohn, Dittmann, Geyer, Haase, Henke, Dr. Herzfeld, Horn (Sachsen), Kunert, Ledebour, Schwartz, Stadthagen, Stolle, Vogtherr, Wurm und Zubeil eine neue „Fraktion der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft" unter dem Vorsitz von Haase, Ledebour und Dittmann. Die Abgeordneten Liebknecht und Rühle bezeichnen sich schon längere Zeit als „wild".

Die vierte deutsche Kriegsanleihe erzielt ein Ergebnis von 10 660 Millionen Mark (abgeschlossen 22. März) gegenüber 4½, 9, 12 Milliarden der drei ersten Kriegsanleihen.

In der Nordsee geht der holländische Dampfer „Tubantia" unter. Der deutsche Admiralstab stellt fest, daß als Ursache weder ein deutsches U-Boot noch eine deutsche Mine in Frage kommt. (16. März.)

Der ungarische Industrieverein fordert ein selbständiges ungarisches Zollgebiet zur Stärkung der ungarischen Industrie. (18. März.)

Feldmarschall v. Mackensen überreicht im Auftrage des Kaisers dem Sultan den Marschallstab. (23. März.)

Der russische Minister des Innern Chwostow tritt zurück, Ministerpräsident Stürmer übernimmt das Innere. (19. März.)

In Spanien wird M. G. Hontaria Minister des Aeußeren. (20. März.)

Die italienische Kammer nimmt nach heftigen gegenseitigen Vorwürfen zwischen Kriegsparteien, Sozialisten und Regierung ein Vertrauensvotum für Salandra an. (19. März.)

Rumänien verkauft als Gegenleistung für Lieferung notweniger Waren 100 000 Wagen Mais und 40 000 Wagen Weizen, Gerste und Hülsenfrüchte an die Mittelmächte. (21. März.)

In Griechenland spricht eine königliche Verfügung die endgültige Einverleibung von Nordepirus (Südalbanien) unter Einführung der griechischen Gesetzgebung und Verwaltung aus. (18. März.)

Griechische Streitkräfte werden in Nordepirus konzentriert, um ein etwaiges Eindringen italienischer Truppen von Valona aus zu verhindern. (23. März.)

Ein englisch-italienisches Abkommen über Aegypten regelt die Lage der dortigen italienischen Kolonialunternehmungen und gewährleistet die gleiche Behandlung der italienischen Interessen in Aegypten mit denen jeder anderen Macht. (21. März.)

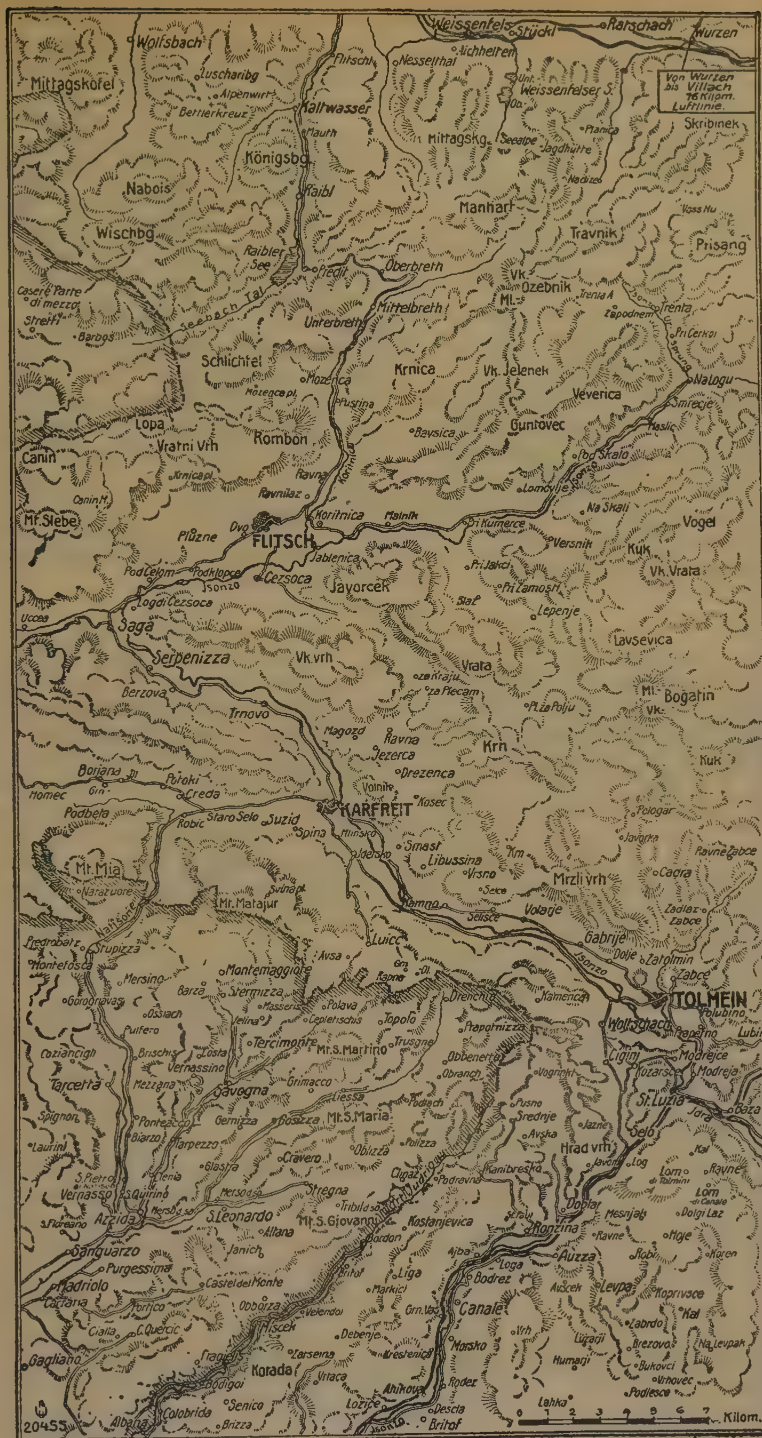
In Mexiko rückt das amerikanische Expeditionskorps unter General Pershing tiefer ins Land und fordert Verstärkungen. Die amerikanischen Kriegsschiffe „Kentucky" und „Wheeling" gehen nach Tampico ab. (20.—23. März.)

In China ist (nach Meldung der Associated Preß vom 22. März) durch Beschluß des Kabinetts in Peking die Monarchie wieder rückgängig gemacht und die Republik wiederhergestellt worden.

Tolmein und Flitsch

Am 16. März meldete Graf Cadorna, Italiens Generalstabschef:

Südöstlich von San Martino griff der Feind nach starker Artillerievorbereitung frühmorgens die von uns tags zuvor eroberten Stellungen an. Er wurde überall mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Doch bewog uns die vereinte Wirkung des feindlichen Artilleriefeuers aller Kaliber, die den ganzen Tag heftig anhielt, bei Nacht ein kleines Schanzwerk zu räumen, um unnütze Verluste zu vermeiden.



Tags darauf fuhr Cadorna nach Paris und London, er, der bisher aufs hartnäckigste einer Verwendung italienischer Streitkräfte außerhalb der „unerlösten" Gebiete widerstrebt hatte. Die Angriffe der Italiener am unteren Isonzo, die in der Woche zuvor einen großen Anlauf genommen hatten, blieben weiterhin stecken. Es wäre ein schlimmes Zeichen für die italienische Angriffskraft, wenn ihr Atem nicht weiter reichte, als vom 13. bis 15. März. Allerdings hat Cadorna gegenüber einem Vertreter des „Petit Journal" in Paris in Aussicht gestellt, sobald das Wetter es erlaube, werde die italienische Offensive wieder aufgenommen werden. Inzwischen fahren aber die österreichisch-ungarischen Truppen fort, durch energische Gegenstöße ihre Widerstandskraft gegen das Wetter, wie gegen den Feind zu bekunden. In dreitägigen Kämpfen am 17., 18., 19. März wurde der Tolmeiner Brückenkopf in westlicher Richtung bedeutsam erweitert und dabei 925 Italiener gefangen. Gleichzeitig gelangten österreichisch-ungarische Unternehmungen weiter nördlich im Rombongebiet bei Flitsch.

Der österreichisch-ungarische Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Joseph, der jüngst zum Feldmarschalleutnant und Vizeadmiral befördert wurde, weilte an der Isonzofront. Wie aus dem Kriegspressequartier gemeldet wurde, konnte er sich mit großer Befriedigung von der ausgezeichneten Haltung und Stimmung der Truppen und ihrem ungebrochenen frohen Kampfesmut überzeugen.

Je geringer die militärischen Aussichten Italiens an der eigenen Front sind, je mehr seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten wachsen, desto stärker wird die Abhängigkeit von seinen Verbündeten. Die Unsicherheit über die nächste Zukunft des Bundesverhältnisses, das immer noch nicht ganz den Wünschen Frankreichs und Englands entspricht, führte zu langwierigen Debatten in der italienischen Kammer, neben denen wohl auch geheime Verhandlungen hergingen. Das Ergebnis war ein Vertrauensvotum für Salandra, das am 19. März mit 394 gegen 61 Stimmen beschlossen wurde. Mit diesem „Vertrauen" bewaffnet, fuhren Salandra und Sonnino am 24. März zur Pariser Konferenz der Vierverbandsminister und Obergenerale, die von der „Agencia Italiana" im voraus als historisches Ereignis, als der Beginn der Orientierung eines neuen Europas gefeiert wurde.

Kardinal Mercier

Der Erzbischof von Mecheln, Kardinal Mercier, war seit Jahr und Tag der Mittelpunkt aller deutschfeindlichen Treibereien in Belgien und die Seele des Widerstandes gegen die deutsche Verwaltung. Er unterhielt die engsten Beziehungen zu dem Kardinal-Erzbischof Amette von Paris. Er veranlaßte den gemeinsamen Brief der belgischen Bischöfe vom 24. November 1915 an ihre deutschen Amtsbrüder, mit der Forderung eines Schiedsgerichts zur Untersuchung der sogenannten „deutschen Greuel", und ließ eine italienische Ausgabe dieser Epistel vor seiner Reise zum Papste in Rom erscheinen. Er nahm bei seiner Ankunft in der ewigen Stadt die Grüße des belgischen Abgeordneten Lorand und des Sozialisten Jules Destree entgegen und verbrüderte sich mit diesen fanatischen Freidenkern und anerkannten Freimaurern, obwohl Herr Lorand der Testamentsvollstrecker Ferrers ist und Herr Destree wütende Reden gegen die Kirche und die Geistlichkeit in der belgischen Kammer gehalten hatte. Kardinal Mercier überbot sich in Rom in politischen Kundgebungen. Er besuchte die französische, russische und englische Botschaft und die französische Akademie, emp-

fing und beantwortete Huldigungen von unzweideutiger Gehässigkeit gegen die „deutschen Barbaren", schrieb an den Stadtrat von Venedig: „Der Löwe von San Marco grüßt heute den Löwen von Flandern, um gemeinsam für die Wahrheit das unverjährbare Recht und den christlichen Widerstand gegen den Mißbrauch der Gewalt zu vertreten"; er drückt dem Kardinal Amette die Hoffnung aus, „nach einem glänzenden Triumph der Soldaten der guten Sache eine freie Pilgerfahrt nach Sacré Coeur (auf dem Montmartre in Paris) zu machen und an seiner Seite das tönendste Tedeum zu singen". Den englischen Bischöfen erwiderte er auf einen Brief, nichts könne mehr als ihr Mitgefühl die Belgier trösten und ermuntern, kein Friede dürfe geschlossen werden, der nicht alle Forderungen der Gerechtigkeit erfülle. Und dann pflog er, der Kardinal, eingehende Verhandlungen persönlich in Rom mit dem französischen Ministerpräsidenten Briand, dem Haupt der Mehrheit, die in der Republik die Trennung des Staats von der Kirche vorgenommen hatte, mit dem Atheisten und Logenhäuptling. Zu geistlichen Amtsgeschäften hatte der Kardinal das freie Geleit von den deutschen Behörden erlangt; zu politischen Hetzereien gegen Deutschland hat er es gemißbraucht, ohne daß es ihm freilich gelang, den Papst für seine Anschauungen zu gewinnen und zum Werkzeug des Vierverbandes zu machen.

Die erste Tat nach seiner Rückkehr war die Veröffentlichung eines Hirtenbriefes, der zu Beginn der Fastenzeit in den Kirchen der Erzdiözese Mecheln verlesen wurde. Dieses Schriftstück, das in raffinierter Form die Belgier zum Beharren im Widerstand aufstachelte, schlug dem Faß den Boden aus. Der Generalgouverneur, Generaloberst v. Bissing, erließ am 15. März ein Schreiben an den Kardinal, in dem es hieß:

„Von hoher Stelle, die in erster Linie zur Wahrung der Interessen der katholischen Kirche berufen ist, ist mir wiederholt auf das bestimmteste bedeutet worden, Eure Eminenz würden nach Ihrer Rückkehr aus Rom volle Mäßigung bewahren. Ich durfte mich also der Erwartung hingeben, daß Eure Eminenz sich der Kundgebungen enthalten würden, welche die Gemüter der leicht erregbaren Bevölkerung Belgiens immer wieder in Verwirrung setzen. Aus diesem Grunde hatte ich auch davon abgesehen, eine Auseinandersetzung mit Eurer Eminenz über die an Ihre Reise sich knüpfenden Vorkommnisse herbeizuführen. Ich meine namentlich den Kollektivbrief der belgischen Bischöfe und die mißbräuchliche politische Ausnutzung des freien Geleites, welches der Heilige Vater Eurer Eminenz zu rein kirchlichem Zwecke für die Fahrt zu ihm erwirkt hatte. Mit Ihrem neuen Hirtenbriefe haben Eure Eminenz den von berufenster Seite gegebenen Versicherungen nicht nur nicht entsprochen, sondern Ihr Verhältnis zur okkupierenden Macht aufs neue verschärft. Es kann selbstverständlich nicht der geringste Zweifel bestehen, daß ich Eure Eminenz niemals hindern würde, den Gläubigen das zu übermitteln, was der Heilige Vater durch Ihren Mund zu ihrer Kenntnis bringen läßt. Aber darüber hinaus ergehen sich Eure Eminenz in Hirtenbriefen in rein politischen Erörterungen, wogegen ich entschieden Verwahrung einlege. Dabei muß ich es geradezu als unverantwortlich bezeichnen, wenn Eure Eminenz in einer den Tatsachen offen widersprechenden Weise unbegründete Hoffnungen auf den Kriegsausgang erwecken. So erwähnen Eure Eminenz, um Ihre Behauptungen zu stützen, ungenaue Aeußerungen von Persönlichkeiten, die den Ereignissen völlig fernstehen und sicherlich nicht als Sachverständige gelten können. An einer Stelle suchen Sie damit zu wirken, daß Sie von der Möglichkeit sprechen, die Ihnen erwünschte Entscheidung könne von der Verbreitung ansteckender Krankheiten erhofft werden. Mit solchen Willkürlichkeiten versetzen Eure Eminenz die leichtgläubige Bevölkerung in schädliche Aufregung und bringen sie dazu, der Verwaltungstätigkeit des Okkupanten aktiven oder passiven Widerstand entgegenzusetzen. Als besonders unzulässig hervorheben muß ich aus Ihrem Hirtenbriefe noch die Anspielung auf eine Bedrohung der religiösen Freiheit der Bevölkerung im besetzten Gebiete. Eure Eminenz wissen am besten, wie völlig ungerechtfertigt diese Verdächtigung ist. Unter diesen Umständen werde ich entgegen meiner bisher geübten Langmut nunmehr jede im Schutz der Kultusfreiheit betriebene politische Betätigung und Schürung feindseliger Gesinnung gegen die völkerrechtlich legitime Autorität der okkupierenden Macht unnachsichtlich verfolgen, wie ich es pflichtgemäß auf Grund meiner Verordnungen und in Erfüllung meiner Aufgaben tun muß. Wenn ich bisher Verstöße von Geistlichen Eurer Eminenz zur Ahndung auf dem Wege der kirchlichen Disziplin übermittelte, so muß ich jetzt ein für allemal davon Abstand nehmen, denn Eure Eminenz selbst geben das Beispiel der Unbotmäßigkeit, und infolgedessen ist von Ihrer Einwirkung keinerlei Erfolg mehr zu erwarten. Ich muß sogar mehr und mehr Eurer Eminenz die moralische Verantwortung dafür zuschreiben, daß soviele Geistliche sich zu bedauerlichen Vergehungen hinreißen lassen und sich teils schwere Strafen zuziehen. Eure Eminenz werden mir wieder entgegnen wollen, daß ich die einzelnen Ausführungen des Hirtenbriefes mißverstanden oder ihnen eine Auslegung gegeben hätte, welche nicht in Ihrem Sinne war. Da derartige Auseinandersetzungen keinerlei Früchte tragen, bin ich nicht mehr gewillt, sie aufs neue stattfinden zu lassen. Ich bin vielmehr fest entschlossen, in Zukunft nicht mehr zu dulden, daß Eure Eminenz unter Mißbrauch Ihres hohen Amtes und der Ihrem kirchlichen Kleide schuldigen Ehrerbietung eine politische Aufreizung betreiben, für welche jeder einfache Bürger zur gerichtlichen Verantwortung gezogen würde. Ich warne Eure Eminenz, nicht mehr mit politischer Betätigung hervorzutreten."

Es wäre zu wünschen, daß Kardinal Mercier der dringenden Warnung Gehör schenkt. Der Generalgouverneur hat sorglich alles vermieden, was den etwaigen Wunsch des Kardinals, als Märtyrer zu erscheinen, erfüllen könnte. Aber er wird Mittel und Wege finden, ihm, wenn er bei feindseliger Aufwiegelung beharrt, das Handwerk zu legen.

Führende Männer im Weltkrieg

28. Suchomlinow

Vor dem russischen Staatsgerichtshof, dem ersten Departement des Reichsrates, wird in diesen Tagen das Verfahren eröffnet „wegen ungesetzlicher Handlungen in Ausübung seiner Amtspflichten" gegen den früheren russischen Kriegsminister und Generaladjutanten des Zaren Wladimir Alexandrowitsch Suchomlinow. Man wirft ihm vor, daß er durch Nachlässigkeit, Gewinnsucht und Bestechlichkeit an der unzulänglichen Munitionsversorgung der russischen Armeen im Mai bis September 1915 und dadurch an dem Verlust Galiziens, Polens, Litauens und Kurlands schuld sei. Sicher ist, daß er durch die tatkräftige und unermüdliche Vorbereitung des Krieges, durch die Geschicklichkeit, mit der er die russischen Rüstungen verschleierte und durch die Unverfrorenheit, mit der er sie in letzter Stunde ableugnete, zum Ausbruch des Weltkrieges und zu den anfänglichen russischen Erfolgen — zur Eroberung und Verwüstung fast ganz Galiziens und eines großen Teils von Ostpreußen — sehr wesentlich beigetragen hat.

Es lohnt sich jedenfalls für uns Deutsche, sich einen Mann von so verhängnisvollem Einfluß näher anzusehen. Der erste Eindruck ist der eines schneidigen Kavallerie- und intelligenten Generalstabsoffiziers, der verdientermaßen schnell Karriere machte. 1848 geboren, trat Suchomlinow 1865 in das Leib-Garde-Ulanen-Regiment, stand im Türken-Krieg 1877-78 beim Stabe des Oberkommandierenden und war dann unter anderem Kommandeur eines Dragoner-Regiments an der ostpreußischen Grenze in Suwalki und Kommandant einer Kavallerie-Division nahe der österreichischen Grenze. 1899 wurde er Stabschef des mehrere Armeekorps umfassenden Militärbezirks Kiew, 1902 Gehilfe und 1904 Nachfolger Dragomirows, des russischen Häseler, als Oberbefehlshaber des Militärbezirks Kiew und General-Gouverneur von Kiew. 1908 wurde er Chef des Generalstabs und 1909 Kriegsminister.

Außer dem Ruf von Intelligenz und Arbeitskraft brachte der neue Kriegsminister etwas nach Petersburg mit,

was ihn dem Hof und der Gesellschaft nur noch interessanter machte, — einen Skandal. Als Suchomlinow nach Kiew versetzt worden war, lebte dort ein sehr reicher Großgrundbesitzer namens Butowitsch. Butowitsch genoß in Kiew den besten Ruf, sein Charakter galt als makellos, es war bekannt, daß er sein großes Vermögen zu wohltätigen Zwecken verwandte und seine Frau aus der ärmlichsten Lage — sie war Schreibmaschinendame eines Rechtsanwalts mit dreißig Rubel Monatsgehalt gewesen — in glänzendste Verhältnisse erhoben hatte. 1906 wurde Generalgouverneur Suchomlinow der bevorzugte Verehrer der schönen Frau. Als Butowitsch, der häufig auf seinen Gütern weilte, 1907 von einer Reise zurückkehrte, verlangte sie von ihm die Scheidung und 200 000 Rubel. Suchomlinow war bereit, sie zu heiraten, und Butowitsch als Entschädigung einen höheren Regierungsposten zu verschaffen. Nun ist die Scheidung in Rußland nach strenger griechisch-katholischer Auffassung nur bei erwiesenem Ehebruch möglich und muß von den geistlichen Behörden, den Konsistorien und in höchster Instanz vom Heiligen Synod ausgesprochen werden. Butowitsch wies die Zumutung, sich des Ehebruchs schuldig zu bekennen, zurück und forderte Suchomlinow. Der schneidige Reitergeneral lehnte das Duell ab. Butowitsch wandte sich mit einer Eingabe an den Kriegsminister, er möchte den General ehrengerichtlich zur Annahme der Forderung zwingen, was aber der Kriegsminister ablehnte. Der in Kiew allmächtige Suchomlinow ließ nun — wie man zu sagen pflegt — alle Minen springen. Butowitsch sah sich mit Einsperrung in ein Irrenhaus bedroht und floh ins Ausland nach Nizza. Suchomlinow schickte ihm dorthin seine Agenten nach, verhandelte zunächst in Güte mit ihm und erbrachte, als das zu nichts führte, durch dieselben Agenten den „Beweis“, daß Butowitsch in Nizza Ehebruch begangen habe. Das Petersburger Konsistorium, vor dem mit diesem Material die Scheidung beantragt wurde, erklärte sich aus Vorsicht zunächst für unzuständig, die Sache gehöre vor das Konsistorium in Pultawa, was auch richtig war. Dann aber gaben die Petersburger Konsistorialräte dem Druck des einflußreichen Kriegsministers nach und erklärten die Ehe für geschieden. Butowitsch wies, als ihm das Urteil und die Begründung durch den russischen Konsul eröffnet wurde, mit Hilfe der Nizzaer Behörden die völlige Haltlosigkeit der Anklage nach und legte beim Heiligen Synod Revision ein. Der Heilige Synod wies die Sache an das Petersburger Konsistorium zurück, dieses bestätigte seinen ersten Spruch und Suchomlinow heiratete Frau Butowitsch. Der russischen Presse war es streng verboten, über diese Dinge zu berichten, aber in der Duma wurden sie 1912 rücksichtslos aufgedeckt.



General Suchomlinow
früherer russischer Kriegsminister

Zugleich kam damals in der Volksvertretung eine andere Angelegenheit zur Sprache, die Suchomlinows Stellung bedrohte. An der Spitze der ungeheuren von ihm reorganisierten „Gegenspionage“ stand ein Gendarmerieoberst Mjassojedow, ein ausgesprochener Günstling und Intimus des Kriegsministers. Er wurde von dem angesehensten Dumaführer Gutschkow der Spionage im Dienste des Auslands beschuldigt! Suchomlinow zog sich glänzend aus der heiklen Affäre. Nicht er, sondern sein Unterstaatssekretär und persönlicher Feind General Poliwanow, der Gutschkow die aktenmäßigen Unterlagen zu seinen Anklagen gegen den Obersten geliefert hatte, wurde strafversetzt.

Es fehlte seitdem nicht an den mannigfaltigsten Beschuldigungen gegen Suchomlinow, dessen schöne Frau einen Aufwand trieb, der mit seinem Amtseinkommen in keinem Verhältnis stand. So rechnete ihm 1914 eine angesehene Zeitschrift nach, daß er 1912 und 1913 an Reisediäten 120 000 Rubel verrechnet habe und sich dabei für Strecken, wo es längst Eisenbahnen gab, den Vorspann an Pferden mitbezahlen ließ.

Alles dies schadete Suchomlinow nicht, galt er doch den ausschlaggebenden Männern der Kriegspartei für unersetzlich. Und das mit Recht. Mit rastlosem Eifer hat er den Krieg vorbereitet und die Schlagfertigkeit des russischen Heeres erhöht. Er sorgte in ständigem Kampf, besonders mit dem jeweiligen Finanzminister, dafür, daß die französischen Milliarden tatsächlich fast ausschließlich für die Kriegsvorbereitung verwendet wurden. Während seiner Amtszeit stiegen die Ausgaben für Heereszwecke von 18 auf 28 Prozent des Staatshaushalts. Mehrmals wurde die Truppenmacht erheblich verstärkt, zuletzt noch im März 1914 durch Verlängerung der Dienstzeit um ein halbes Jahr und Erhöhung der Friedensstärke um 500 000 Mann. Des gesteigerten Spionagesystems ist schon gedacht worden. Nach westeuropäischem Vorbild wurden von Suchomlinow beim Offizierkorps Kriegsspiele eingeführt. Seine eigene Erfindung waren die äußerst kostspieligen Probemobilmachungen ganzer Heeresteile. Sie gewährten für die Zukunft den Vorteil, daß man unter dem Vorwand einer solchen Probe eine wirkliche Mobilmachung veranstalten konnte, und trugen dazu bei, die Unruhe und Nervosität in Europa während der letzten Jahre beständig wachzuhalten.

Seit etwa einem halben Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges wurde das Tempo der russischen Rüstungen immer fieberhafter. Im November 1913 wurde die letzte französische Anleihe abgeschlossen; Frankreich borgte 2½ Milliarden Franks, und Rußland übernahm dafür die Verpflichtung, das Eisenbahnnetz an der deutschen und österreichischen Grenze auszubauen, sowie weitere Maßnahmen zur Beschleunigung des militärischen Aufmarsches zu treffen. Anfang März 1914 kam die erste sichere Kunde von Truppenanhäufungen an der deutsch-russischen Grenze nach Deutschland. Gleichzeitig ließ sich Suchomlinow in Charbin von einem Zeitungsberichterstatter ausfragen und versicherte herausfordernd: früher seien alle Rüstungen Rußlands nur auf die Verteidigung zugeschnitten gewesen, dieses Mal aber habe Rußland den Angriff im Auge. Auf einen Alarmartikel der Kölnischen Zeitung hin erklärte dann die dem Kriegsminister

nahestehende Birschewija Wjedomosti, Rußland sei zwar nicht kriegslüstern, aber kriegsbereit. Noch deutlicher schrieb das führende Organ der Nationalisten, die Nowoje Wremja: „Die Stunde naht . . . Es ist notwendig am Heere zu arbeiten, von oben bis unten, Tag und Nacht.“

Suchomlinow arbeitete Tag und Nacht. Es ist jetzt durch zahlreiche voneinander unabhängige Aussagen russischer Kriegsgefangenen erwiesen, daß sich die sibirischen, zentralasiatischen und kaukasischen Truppen schon in Bewegung setzten, ehe das Attentat in Serajewo und lange ehe das österreichische Ultimatum an Serbien erfolgte. Nach dem letzteren hat Suchomlinow Rußland dann noch einen letzten Dienst in der Kriegsvorbereitung erwiesen. Er hat durch bewußte Lüge die Vorbereitung der Gegner noch um Stunden und Tage aufgehalten. Am 26. Juli 1914 kamen die ersten Meldungen über die offene Mobilisierung der russischen Truppen an der Grenze nach Berlin; dann mehrten sich die Nachrichten: über die Erklärung des Kriegszustandes in Kowno, den Abmarsch der Warschauer, die Verstärkung der Alexandrowoer Garnison. Am 27. aber gab Suchomlinow den deutschen Militärbevollmächtigten sein Ehrenwort: es sei noch keine Mobilmachungsorder ergangen, kein Pferd ausgehoben, kein Reservist eingezogen. Falls Oesterreich in Serbien einmarschiere, würde die an der österreichischen Front liegenden Militärbezirke, keineswegs aber die an der deutschen Front, Petersburg, Warschau und Wilna, mobilisiert werden. Als dann in Berlin die Meldungen eintrafen über die Einziehung der Reservisten auch in Warschau, auch in Wilna, wiederholte am 29. Juli der Generalstabschef im ausdrücklichen Auftrag des Kriegsministers Suchomlinow, es sei alles so geblieben, wie es vor zwei Tagen der Herr Minister versichert habe. In der Nacht vom 1. zum 2. August brachen dann vor Ablauf des deutschen Ultimatums die ersten Kosakenschwärme über die Grenzen.

Nicht erst Mitte September, wie alle Fachmänner, auch die der Entente, schätzten, sondern dank der vorzeitigen geheimen Mobilmachung schon Mitte August, fluteten die russischen Heeresmassen selbst hinterdrein, vorzüglich ausgerüstet und verschwenderisch mit Munition versehen, infolge des französischen Milliardensegens und der Fürsorge Suchomlinows. Solange die russischen Linien noch westlich von Warschau standen, war auch Suchomlinow der große Mann und seine Feinde mußten schweigen. Als dann vom 2. Mai 1915 an der unaufhaltsame Vormarsch der Zentralmächte einsetzte, wurde er das erste Opfer des Mißerfolgs. Ende Juni 1915 wurde er entlassen und sein Todfeind Poliwanow zu seinem Nachfolger ernannt. Im September wurde ihm der Prozeß gemacht. Es war kein günstiges Vorzeichen, daß sein Freund und Günstling Mjassojedow schon im Januar 1915 als angeblicher Landesverräter verurteilt und hingerichtet worden war. Von ihm selbst behauptete man, daß er den Staat um Millionen betrogen habe. Doch Suchomlinow zeigte sich seinen Gegnern noch einmal gewachsen. Er soll in der Voruntersuchung so viel Material beigebracht haben, das andere sehr hochstehende Personen in seine Schuld und seinen Sturz verwickelt hätte, daß der Zar im November 1915 die Niederschlagung der Untersuchung befahl.

Den Zeitungen war natürlich wieder verboten, über Suchomlinow zu schreiben. Aber nach Wiedereröffnung der Duma, Ende Februar 1916, brach der Sturm gegen ihn los; alle Parteien verbanden sich gegen ihn. In der Debatte ist besonders das unbedachte Geständnis des Nationalistenführers Polowcow bemerkenswert, der von Suchomlinow sagte: „Dieser Verbrecher, der uns alle durch lügnerische Versicherungen einer scheinbaren Bereitschaft in den schrecklichen Krieg lockte . . .“ Mehrfach fand die Meinung Ausdruck, Suchomlinow bleibe nur deshalb straflos, weil er ein Schriftstück in seiner Gewalt habe, das hohe und höchste Persönlichkeiten bloßstelle. Noch besonders gereizt wurde die Duma dadurch, daß mitten während ihrer Debatte, am 1. März 1916, die Genehmigung des Kaisers publiziert wurde, ein Kosakendorf im Transbaikalgebiet zu Ehren des großen Kriegsministers Suchomlinowskaja zu nennen. Da die Vertreter aller Parteien seine Bestrafung verlangten, so blieb dem Zaren nichts anderes übrig, als nunmehr jene zweite Genehmigung zu erteilen: daß der Prozeß gegen ihn vor dem Staatsgerichtshof eröffnet werde. Auch seines Sitzes im Reichsrat ist er verlustig erklärt worden. Bis zu einer Verurteilung Suchomlinows hat es natürlich — in Rußland! — trotzdem noch gute Wege.

Die Menschheit und das deutsche Volk haben kein Interesse daran, seine Gegner triumphieren zu sehen, die ihm ja doch nicht die Verlockung zu dem Ueberfall auf die Mittelmächte, sondern nur die Erfolglosigkeit und unzulängliche Vorbereitung dieses Ueberfalls und die Privatgeschäfte vorwerfen, die er dabei auf eigene Rechnung gemacht haben soll. Daran freilich hat die Menschheit und hat das deutsche Volk ein Interesse: mit aller Deutlichkeit zu erkennen, von welchen Männern und mit welchen Mitteln der ruchlose Ueberfall vorbereitet und ausgeführt wurde. Wenn wir von dem Verbrecher Suchomlinow reden, so meinen wir in erster Linie nicht den Millionendieb. W. H.

Wie ich aus dem Kerker von Gibraltar entkam

Von Ernesto Freiherrn Gedult von Jungenfeld

II.

So schlichen die Tage dahin. Jeden zweiten Morgen wurde ich unter Bewachung meines Kerkermeisters eine Stunde lang auf dem Kasernenhof herumgeführt. Ich kann wirklich nicht sagen, daß ich in auch nur eine einzige Anlage, eine Befestigung oder ein sonstiges Geheimnis auf diesen Spaziergängen Einsicht bekommen hätte. Der Ton, den man gegen mich anschlug, wechselte, und hier traten die verschiedenen Anschauungen dieser Herren sich kraß gegenüber. Die einen, die mir glaubten, waren verhältnismäßig zuvorkommend und wollten durch ihr Benehmen die peinliche Verkennung der Dinge wieder gutmachen. Die andere Sorte, die wohl auch die ungebildetere war, ließ mich ihre Wut und ihr Mißtrauen gegen meine Angaben fühlen. Nun, durch Aeußerlichkeiten darf man sich in solchen Zeiten überhaupt nicht beeinflussen lassen, und mir konnten diese armen Schlucker samt und sonders den Buckel herunterrutschen, wenn ich nur wieder frei wäre.

Eines Morgens kam mein Kerkermeister mit freundlicher Miene zu mir herein und teilte mir mit, ich werde im Laufe des Vormittags vor den Kommandanten gerufen werden, da meine Papiere zurück seien. Jetzt nahte für mich der bedeutungsvolle Augenblick, wo es sich entscheiden mußte, ob ich aus den englischen Krallen herauskommen würde oder für immer ihnen verfallen sei. Ruhigen Mutes ging ich, wie ein Verbrecher von zwei Soldaten bewacht, zur Wohnung des gefürchteten Herrn. Man ließ mich verhältnismäßig kurze Zeit warten, und das schon gab mir den ersten Wink, daß meine Sache gut stehe.

Mit übertriebener Höflichkeit bot mir der Kommandant einen Stuhl an, kramte dann in einer Unmenge von Papieren herum und räusperte sich, wahrscheinlich, um seinen folgenden Worten den entsprechenden Nachdruck zu verleihen:

„Wir haben Ihrer Bitte entsprochen und sind nunmehr im Besitze der Antwort Ihres Generalkonsulates. Man teilt uns von dort mit, daß Ihr Paß in Ordnung ist, die Unterschriften echt sind und kein Zweifel an Ihrer Person besteht. In diesem Sinne hat man von uns erbeten, Sie so bald wie möglich wieder auf freien Fuß zu setzen, damit Sie Ihren Geschäften nachgehen und Ihr Reiseziel erreichen können. Ich sehe mich daher in der Lage, Sie weiterfahren lassen zu müssen oder, besser gesagt, Sie wieder freilassen zu müssen. Denn die Erkenntnis zu einer Weiterfahrt

nach Italien liegt in diesem Augenblick, so scheint mir, außer dem Bereich meiner Verantwortung, ich will Ihnen sogar meine Gründe angeben. Man hat mir nun zwar offiziell mitgeteilt, daß Sie Brasilianer sind, und ich muß Sie als solchen nunmehr betrachten. Ich sagte Ihnen aber schon früher einmal, daß gute Pässe auch jetzt wohlfeil zu haben sind. Es ist doch sehr merkwürdig, daß gerade in diesen Kriegszeiten so viele Südamerikaner mit deutschen Gesichtern nach Genua reisen wollen, trotzdem sie in Friedenszeiten recht seltene Gäste in Europa waren. Ich kenne zwar den Typ der Südamerikaner nicht, doch ich nehme an, daß diese Leute ein gänzlich anderes Aussehen haben als Sie. Ich will Sie keineswegs mit diesen Worten beleidigen, Sennor Brasilero. Gegen Ihre Weiterreise spricht ferner der Umstand, daß Sie während Ihres hiesigen Aufenthaltes einige unserer Anlagen und sonstige wichtige Dinge gesehen haben. Sie könnten sich, trotz vorausgesetzter Ehrlichkeit, dennoch veranlaßt fühlen, dem Drängen und den guten Angeboten deutscher Agenten in Genua nachzugeben und die erwähnten Dinge zu verraten. Aus allen diesen Gründen erscheint es mir ratsam, Sie an der Weiterreise nach Italien zu hindern. Da ich Sie aber in Freiheit setzen muß, so schlage ich Ihnen folgendes vor: Wir schicken Sie mit dem nächsten vorbeifahrenden Dampfer der ‚Veloce' in Ihr Heimatland zurück. Damit Sie sehen, wie wir gewillt sind, den Irrtum wieder gut zu machen, kommen wir für Ihre Reisekosten auf. Für den Zeitverlust, den Sie erlitten haben, bezahlen wir Ihnen täglich bis zur Abfahrt drei Schilling. Sie sind doch hoffentlich mit meinen Vorschlägen einverstanden?"

In solchen Momenten heißt es schnell denken. Wir Deutschen sind ja, Gott sei Dank, stets nach dem Grundsatz erzogen worden: schnell einen Entschluß fassen! In wenigen Sekunden ging mir ein neuer Plan durch den Kopf. Da ich von meiner Herfahrt wußte, daß die Dampfer dieser italienischen Linie stets in Afrika anlegten, so blieb mir ja immer die Möglichkeit, in diesem Hafen heimlich an Land zu gehen und zum zweitenmal einen Durchbruch durch Gibraltar zu versuchen. Ich nahm also sofort die Vorschläge des Kommandanten an und begab mich, mit dem günstigen Resultat meines Sträubens zufrieden, wieder in das Arrestlokal. Dann wurden mir meine Pässe eingehändigt, mein Geld zurückgegeben, und ich war entlassen.

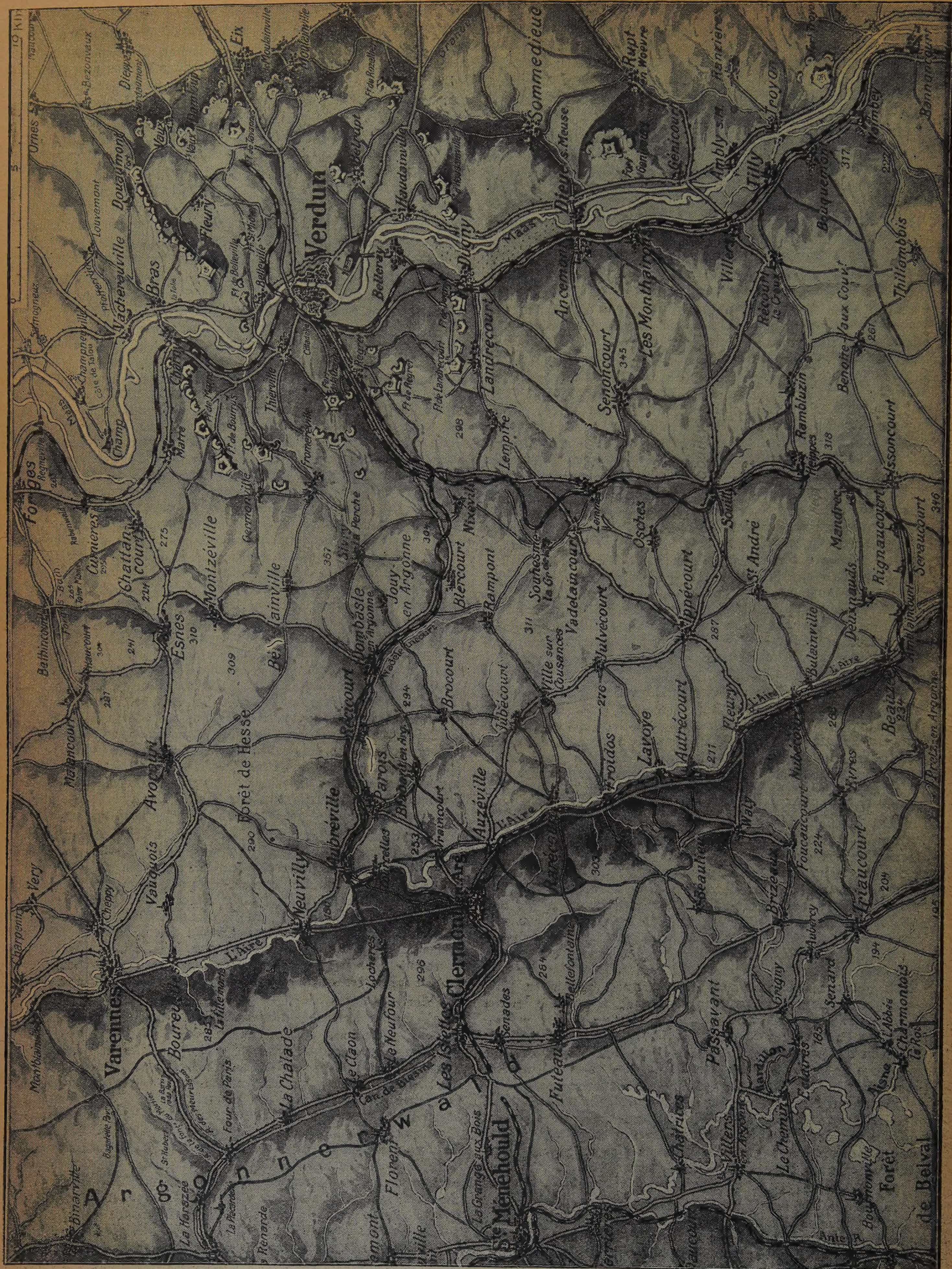
Leider mußte sich aber wieder einmal der Spruch bewahrheiten, daß der Mensch denkt und der Engländer lenkt. Mein schon Wochen hindurch dauernder Aufenthalt in dieser „schönen Gegend" hatte mir Kenntnis davon verschafft, daß die Dampfer der ‚Veloce' stets an einem Montag Gibraltar passierten. In zwei Tagen mußte also mein sehnsüchtig erwartetes Schiff vorbeikommen und die Stunde der Freiheit für mich schlagen. In diesen beiden Nächten schlief ich vor Erregung überhaupt nicht mehr. Kaum war der Tag da, stand ich schon an meinem vergitterten Fensterchen, um nach dem Dampfer auszuschauen. Etwa gegen Mittag konnte ich von weitem ein Schiff erspähen, das, wie sich bald herausstellte, das meine war. Ich versuchte mich sofort durch Klopfen meinem Wärter bemerkbar zu machen, was mir aber infolge der doppelten Türen nicht gelang. Der Dampfer wurde größer und größer, schon konnte ich Personen an Deck wahrnehmen, und noch immer traf man keine Anstalten, um mich zum Hafen zu bringen. Das Schiff hielt. Nach kurzem Aufenthalt setzte es sich wieder in Bewegung. Tränenden Auges sah ich ihm nach und konnte noch nicht begreifen, warum man mich nicht hatte mitfahren lassen. Erst gegen Abend erschien wieder mein Kerkermeister, und als ich ihn über das sonderbare Verhalten befragte, erklärte er mir in umständlichen Zeichen und Worten, daß ich wohl mit dem nächsten Schiffe in die Heimat könne; für heute habe der Chef noch keine Anweisung gegeben. Ich war damit zufrieden. Von Südamerika her war mir ja hinreichend die Bedeutung des Wortes „patiencia" — „immer mit die Ruhe" — bewußt, das auch für mein Schicksal zu gelten schien . . . Als aber auch das zweite Schiff eines schönen Morgens vorüberfuhr, ohne mich aufzunehmen, stieg in mir langsam der Verdacht auf, daß man mich lebendig begraben, das heißt, mich fürs erste nicht wieder freilassen wollte.

Ich wurde in diesem Verdachte durch kleine, spitze Bemerkungen meines Kerkermeisters bestärkt und traf dementsprechend meine Gegenmaßregeln. Ich dachte: wie Du mir, so ich Dir! Wollte der Engländer mich betrügen, so beschloß ich, mit denselben Mitteln zu arbeiten. Hier kam es doch nur darauf an, wer der Klügere und Hartnäckigere sei. Mein Plan, der schnell gefaßt war, war ebenso einfach wie abenteuerlich. Ich gedachte auf irgendeine Weise aus der Festung auszubrechen und mich auf dem Fußweg nach Spanien durchzuschlagen, wo sich dann für eine Weiterfahrt alles von allein ergeben mußte. Das Wie, Wann und Wo bedurfte natürlich einer längeren Ueberlegung. Es war von vornherein klar, daß ich mir meinen Kerkermeister für den neuen Plan gefügig machen oder jedenfalls irgendwie zu meinen Gunsten umstimmen mußte. Das war noch das wenigste. Auch hier bewährte sich mein altes Sprichwort, daß die Liebe durch den Magen geht, und ich versuchte zuerst damit mein Heil. Außerdem wußte ich, daß auch bei den Engländern rollendes Gold schwer wiegt, und ließ in dieser Beziehung auch kein Mittel unversucht. Ich muß hier noch erwähnen, daß die drei Schilling pro Tag sich sehr prompt einstellten; man hatte nicht vergessen, mir dieses Geld auszuzahlen. Vielleicht hat man mich damit so überaus freundlich bedient, um den schönen Wahn, daß ich bald frei sein werde, in mir zu hegen. Ich ging nun rasch ans Werk. Zuerst schenkte ich meinem Herrn Kerkermeister mehrere Male mein Tagesgehalt und sagte dazu, ich mache ihm so viel Arbeit, daß er sich für dieses kleine Entgelt einen Schnaps schon kaufen könne. Ich vergaß nie, dem Worte Schnaps die entsprechende Betonung zu verleihen; und dieser kleine Trick verfehlte auch seine Wirkung nicht. Schon beim dritten Male fragte mein hoher Gönner, ob er mir nicht heimlich auch einmal ein Schnäpschen heraufbringen solle; ich dürfe natürlich keinem etwas davon erzählen. Der Leser braucht sich nicht etwa vorzustellen, daß wir beide uns ungestört und glatt unterhalten konnten. Ich hatte zwar durch die vielen Gespräche mit ihm meine englischen Kenntnisse bald erneuert und ich muß dem alten Mann die Ehre lassen, daß er recht schnell einige spanische Brocken aufgeschnappt hatte. Trotzdem verständigten wir uns noch sehr viel und häufig durch Zeichen, indem wir wie die Wahnsinnigen mit den Händen fuchtelten. So kam das erste Schnäpschen in mein verlassenes Zimmer. Man hatte, seit meine Papiere bestätigt zurückgekehrt waren, meinen Arrestraum ein wenig gemütlicher eingerichtet — was man so gemütlich nennt. Ein Strohsack war die erste Verzierung, ein Tisch und ein Tintenfaß — Papier und Feder gab es nicht — waren die letzten Errungenschaften. So entstand mit der rasch hingehenden Zeit eine kleine Freundschaft zwischen mir und dem alten Manne. Er hatte wenig zu tun und verbrachte jetzt den größten Teil des Tages in meiner Zelle. Ich erzählte ihm viel von meinem Heimatland Brasilien und ließ ihn auf die Deutschen schimpfen. Aus dem einen Schnäpschen wurden zwei, aus den zwei wurden drei, und schließlich hielt eine Flasche den Einzug in mein Stübchen. Jetzt wird der Leser wohl allmählich wissen, worauf ich hinauswollte. Der Alkohol ist nicht umsonst ein gutes Betäubungsmittel, und der „Betäubte" kann oftmals wirklich sagen, daß er an das, was vorgefallen ist, sich nicht mehr erinnern kann. Zwei Tage lang stand das liebe Fläschchen unberührt, bis endlich meinem Kerkermeister die Zunge derartig brannte, daß er mir den Antrag stellte — natürlich nur aus Vorsicht gegen eventuelle plötzliche Untersuchungen — ich solle der Flasche den Hals brechen.

Der Schnaps ist für den Engländer ein Whisky, und wir haben sogar die schöne Marke „Haig" getrunken, — wobei mir zum ersten Male der ruhmvolle Name des heutigen englischen Befehlshabers bekannt geworden ist. Daß purer Whisky dem nichtgeübten Trinker leicht zum Verderben wird, kann mir wohl jeder Herr bezeugen, und daß er selbst dem geübten Trinker schlecht bekommen kann, wird mir auch jeder glauben. Obwohl ich im allgemeinen in früheren Zeiten kein „Drückeberger" war, so habe ich diesmal doch ordentlich „gekniffen" und den Löwenanteil meinen Kerkermeister trinken lassen, der auch bald nach allen Regeln „betäubt" war.

Der erste Erfolg war da. In meiner Zelle schlief der Gefängniswärter der großen englischen Nation, von seinem Gefangenen bewacht. Neben mir lag ein riesiges Schlüsselbund, das mir sofort sämtliche Türen geöffnet hätte. Ich muß zugeben, daß die Versuchung, schon jetzt zu entfliehen, sehr stark war. Aber ich entschloß mich, nochmals zu warten, um meinen Gönner in eitles Vertrauen zu wiegen und von meiner wahren Freundschaft zu überzeugen. Und ich blieb, blieb in dieser Hölle, wo mir doch alle Wege zur Flucht sich boten. Man kann mir glauben, daß diese Stunden bis zum Erwachen des Wärters auch eine Nervenprobe für mich geworden sind. Mit jeder Faser meines Herzens sehnte ich mich nach dem Augenblick, wo ich diesen verhaßten Boden verlassen könnte. Oftmals sagte eine Stimme in mir: Wer weiß, ob sich eine so gute Gelegenheit noch einmal bieten wird? Die andere Stimme dagegen sagte: Jetzt wird er erst recht Vertrauen zu dir fassen und dir später das Entrinnen leichter machen. Ich wußte ja auch genau, daß nicht der schlafende Mann allein mir den Weg in das Innere Spaniens öffnete, sondern daß ich wahrscheinlich noch eine Postenkette oder andere Wachen zu passieren hätte.

(Fortsetzung folgt.)



Das Verduner Kampfgebiet westlich der Maas

Druck und Verlag: Ullstein & Co., Berlin SW 68. — Verantwortlich für die Redaktion: Julius Elbau Berlin-Tempelhof
Bestellungen bei den Buchhandlungen sowie bei den Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co. Hauptvertriebsstelle: Berlin SW 68, Kochstr. 22/25.